



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

**‘Blinde DolmetscherInnen:
Ausbildung und Berufsleben bei spezifischer
Sinneswahrnehmung’**

verfasst von / submitted by

Loredana Rothmund-Burgwall

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2017 / Vienna 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 065 331 345

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium: Dolmetschen
Deutsch Französisch

Betreut von / Supervisor:

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Franz Pöchhacker

Danksagung

An erster Stelle möchte ich meine Wertschätzung für Ao. Univ.-Prof. Dr. Franz Pöchhacker ausdrücken. Ich bedanke mich herzlichst für seine Anregungen, seine kompetente Beratung, sein konstruktives Feedback und vor allem für seine Menschlichkeit.

Ein weiterer und großer Dank gilt auch meinem Mann Thomas, der mich immer bei allen meinen Entscheidungen und Vorhaben unterstützt und der mir bei allem, was ich mache, beisteht.

Ebenso bedanke ich mich ganz herzlich bei all jenen, die zum Gelingen dieser Masterarbeit beigetragen haben.

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	6
0. Einleitung	7
1. Zum Begriff der Blindheit	9
1.1. Ursachen	11
1.2. Folgen	13
2. Wahrnehmung und Kommunikation	17
2.1. Zum Begriff der Wahrnehmung	17
2.2. Veränderte Wahrnehmung	19
2.3. Zum Begriff der Kommunikation	25
2.3.1. Grundlagen der Kommunikation	27
2.3.2. Formen der Kommunikation	29
3. Kommunikationssituation blinder Personen	35
3.1. Formen der Kommunikation	35
3.2. Kommunikationshilfen	39
3.2.1. Exkurs: Die Blindenschrift (Punktschrift) als Pendant zur Schwarzschrift der Sehenden	39
3.2.2. Taktile Hilfsmittel	40
3.2.3. Akustisch-auditive Hilfsmittel	42
3.3. Computer	46
3.3.1. Eingabegeräte	47
3.3.2. Ausgabegeräte	48
3.4. Internet	51
4. Ausbildungsweg blinder Personen	58
4.1. Grundlagen	58
4.2. Die Dolmetschausbildung	63
4.2.1. Anforderungen nach Dolmetschmodi	64
4.2.1.1. Konsekutivdolmetschen	65
4.2.1.2. Simultandolmetschen	69
4.2.1.3. Mischformen/Neue Dolmetschformen	72
5. Forschungsdesign und methodisches Vorgehen	77
5.1. Der Interviewleitfaden	77
5.2. InterviewteilnehmerInnen	78
5.3. Zugang zu den InterviewteilnehmerInnen	79
5.4. Durchführung der Interviews	80
5.5. Datenaufbereitung	80
6. Ergebnisse	82
6.1. Gründe für die Berufswahl ‘DolmetscherIn’	82
6.2. Besonderheiten im Studienalltag	84
6.2.1. Probleme	84
6.2.2. Lösungsansätze	88
6.3. Besonderheiten im Berufsalltag	92
6.3.1. Anforderungen	92
6.3.2. Lösungsansätze	94
7. Diskussion und Schlussfolgerungen	97
Literaturverzeichnis	103
Anhang	112
Abstract	112

Interview 1	114
Interview 2	127
Interview 3	136

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Aufgeklappte Brailletafel mit Stanzgriffel (2014)	41
Abbildung 2: Punktschriftmaschine (2014)	41
Abbildung 3: Optacon (2014).....	42
Abbildung 4: Brailleschrift-Tastatur (2014).....	48
Abbildung 5: Portabler Scanner mit Optical Character Recognition Software (2014).....	48
Abbildung 6: Braille-Zeile mit 40 Zeichen (2014)	49
Abbildung 7: Braille-Drucker (2014).....	50
Abbildung 8: Bildschirmlesegerät (2014)	51

0. Einleitung

Der Werdegang und Berufsalltag blinder Menschen, die erfolgreich eine Ausbildung zur DolmetscherIn absolviert haben, regt zum Nachdenken an. Auch erfahrene DolmetscherInnen fragen sich, wie der oft sehr anstrengende Beruf von blinden KollegInnen überhaupt ausgeübt werden kann. Für Menschen, die 80 Prozent aller Umwelteindrücke über die Augen wahrnehmen und für die der Sehsinn eine wesentliche Rolle in ihrer Tätigkeit einnimmt, ist das schwer vorstellbar. Doch es gibt sie: blinde DolmetscherInnen, professionell tätig, anerkannt in ihrem Beruf.

Mein Forschungsinteresse widmet sich den besonderen Voraussetzungen, Bedingungen und Herausforderungen, mit denen sie konfrontiert sind. Was bewegt Blinde, einen so fordernden und oft auch belastenden Beruf wie den einer DolmetscherIn anzustreben? Sind sie vielleicht auf gewisse Weise sogar dafür prädestiniert? Wie können unüberwindbare Schwierigkeiten in der Ausbildung und dem professionellen Alltag gemeistert werden? Es drängt sich zudem die Frage auf, ob diese Berufswahl möglicherweise durch besondere andere Wahrnehmungs- und Gedächtnisfähigkeiten unterstützt wird, die blinden DolmetscherInnen immer wieder zugesprochen werden.

Insbesondere in den Abschnitten über die Besonderheiten der Sinneswahrnehmung und die Kommunikationsmöglichkeiten Blinder wie auch bei der Auswertung der Berichte blinder Studierender und professioneller DolmetscherInnen wurde der Fokus auf die von ihnen zu überwindenden Hürden und Probleme gesetzt.

Zu Beginn dieser Arbeit werden Grundlagen besprochen und wird auf zentrale Begriffe eingegangen, um ein Gesamtverständnis möglich zu machen: Blindheit, Wahrnehmung und Kommunikation werden kurz auf Basis relevanter und rezenter Literatur erfasst. Es folgt die Auseinandersetzung mit der Kommunikationssituation Blinder in all ihren Aspekten und der Frage nach allenfalls notwendiger Unterstützung. Danach wird die Ausbildungssituation blinder Personen vorgestellt, wobei besonderes Augenmerk auf das Dolmetschstudium gelegt wird. Die Analyse erfolgt in den methodisch als Leitfadeninterviews geführten Gesprächen mit Betroffenen. Dies erlaubt allgemeine Schlussfolgerungen zur spezifischen Situation blinder DolmetscherInnen und Betrachtungen darüber, was insbesondere deren Ausbildung und in Folge den Berufseinstieg erleichtern könnte.

Das Forschungsfeld ist, so zeigte vorab die Literaturrecherche, ein weitgehend neues. Meine Arbeit sollte dennoch keineswegs den Charakter wissenschaftlicher Kuriosität haben.

Sie wird von einem Gedanken und Wunsch angeleitet: Blinde DolmetscherInnen als gleichwertige Arbeits- und TeamkollegInnen mit ihren besonderen Fähigkeiten zu begreifen und zu schätzen.

1. Zum Begriff der Blindheit

Blindheit wird im alltäglichen Sprachgebrauch vor allem mit ‘nichts sehen’ gleichgesetzt. Für eine Gesellschaft, die Umwelterfahrungen vorwiegend über visuelle Reize sammelt, bedeutet das, dass einem blinden Menschen dasjenige Sinnessystem vorenthalten bleibt, mit dem er/sie bei der Auseinandersetzung mit der materiellen und sozialen Umwelt den größten Teil der Informationen aufnimmt (vgl. Walthes 2005: 22). Blindheit wird demnach als Sinnesdefekt empfunden, was wiederum miteinschließt, dass die Sehfähigkeit eine naturgegebene Funktion des menschlichen Körpers darstelle (Länger 2002:1).

Im Zuge der Literaturrecherche und einer genaueren Beschäftigung mit dem Thema ‘Blindsein’ wurde ermittelt, dass bislang keine international anwendbare Definition für Blindheit entwickelt werden konnte (vgl. Ghodstinat 1979: 44, Gruber & Hammer 2000: 9). Das liegt daran, dass es auf verschiedenen Gebieten wie Medizin, Recht oder Pädagogik eine Vielzahl an Erklärungen, Klassifikationssystemen und Ausführungen gibt, die je nach Fachgebiet unterschiedliche Schwerpunkte aufweisen (vgl. Walthes 2005: 46). Zusätzlich erschwerend für eine allgemeingültige Begriffsbestimmung ist die Tatsache, dass weltweit grundlegende Unterschiede bei der Klassifikation der sogenannten Blindheitsmerkmale vorliegen, die sich dabei nur auf die speziellen Eigenschaften des jeweiligen Landes beziehen (vgl. Dübbers & Pauselli 1996: 10). Ausgehend von dieser unschlüssigen Auslegung werden Begriffe wie ‘Blindheit’ und ‘hochgradige Sehbehinderung’ oft als Synonyme verwendet (vgl. Glofke-Schulz 2007: 38). Eine differenzierte Abgrenzung dieser ist laut Glofke-Schulz (2007) nicht eindeutig zu ziehen, da die Übergänge von ‘gar nichts sehen’ zu ‘ein bisschen sehen’ fließend verlaufen.

Einen einheitlichen Maßstab für eine international gültige Definition von Blindheit zu entwickeln ist, wie oben erwähnt, nicht leicht realisierbar. Das häufigste Kriterium, das bei der Klassifikation von Sehschädigungen herangezogen wird, ist jedoch das Kriterium der Sehschärfe. Um Verwirrungen zu vermeiden, werden im Folgenden nur jene Definitionen behandelt, die in Österreich gebräuchlich sind.

Im juristischen Sinne gelten hierzulande folgende Begriffsbestimmungen:

Blinde sind jene Personen: a) die nichts oder so wenig sehen, dass sie sich in einer ihnen nicht ganz vertrauten Umwelt allein nicht zurechtfinden können (Vollbl.) b) denen das Sehvermögen so weit fehlt, dass sie sich in einer ihnen nicht vertrauten Umwelt zwar allein zurechtfinden können, jedoch trotz der gewöhnlichen Hilfsmittel zu wenig sehen, um den Rest des Sehvermögens wirtschaftlich verwerten zu können (praktisch Bl. beziehungsweise

schwerst sehbehinderte beziehungsweise hochgradig Sehbehinderte. (Deutscher Blindenverband e.V. 1990: 360)

Diese Definition ist dadurch gekennzeichnet, dass Blinde und hochgradig Sehbehinderte als eine einheitliche Gruppe zusammengefasst werden. Das heißt, dass sowohl Personen ohne jegliches Sehvermögen¹ (vollblind) als auch diejenigen, die über ein geringes Restvermögen verfügen (praktisch blind), den Blinden zugeordnet werden. Ein weiteres wesentliches Bestimmungsmerkmal, das angesprochen wird, ist die (Un)fähigkeit der Betroffenen, sich alleine, mit beziehungsweise ohne Hilfsmittel in einer wenig bekannten oder fremden Umgebung zurechtzufinden.

Das Österreichische Zentralamt definiert Blindheit wie folgt:

Volle Blindheit besteht dann, wenn weder hell noch dunkel wahrgenommen werden kann, so dass sich der Betroffene auch in einer Umgebung, die ihm vertraut ist, nur mittels anderer Sinne, vor allem des Tastsinns und des Gehörsinns, zurechtfinden kann. (Österreichisches Statistisches Zentralamt 1989: 85)

Laut dieser Definition ist Blindheit gegeben, wenn Lichtlosigkeit (Amaurose) vorliegt. Zudem wird das Kriterium der verminderten Orientierungsfähigkeit angesprochen, die über andere Wahrnehmungssinne wie Tast- und Gehörsinn kompensiert werden muss.

Laut Gruber & Hammer (2000) wird ein Auge mit einer Sehschärfe (einem Visus) von 1,2 bis 0,8 als normalsichtig definiert². Von einer *wesentlichen Sehbehinderung* spricht man, wenn die Sehschärfe des besser sehenden Auges auf 0,3 bis 0,03 reduziert ist. Bei einer *hochgradigen Sehbehinderung* hat die Sehschärfe einen Wert von 0,04 bis 0,02 und unterhalb eines Wertes von 0,02 ist man *blind* im Sinne des Gesetzes. Die Einstufung *blind* erfolgt ebenso, wenn bei einer Sehbehinderung zusätzlich eine konzentrische Gesichtsfeldeinengung auf 5 Grad rund um das Zentrum vorhanden ist (vgl. Gruber & Hammer 2000: 9). Diese medizinisch-sozialrechtliche 'Klassifikation' des Sehvermögens orientiert sich vorrangig an der Messung der Sehschärfe, wobei die Sehschärfe als „die Fähigkeit des Auges, zwei eng beieinander liegende Punkte getrennt voneinander wahrzunehmen“ definiert ist (vgl. ebd.: 94). Der Wert der Sehschärfe ist wichtig für die Bestimmung des Grades der Sehbeeinträchtigung. Je nach Grad der Sehbeeinträchtigung unterscheidet man zwischen Sehbehinderung, hochgradiger Sehbehinderung und Blindheit.

¹ Laut Gruber & Hammer besteht das Sehvermögen aus Sehschärfe, Lichtsinn, Farbsehen und Gesichtsfeld (Gruber & Hammer 2000: 93).

² Die Überprüfung der Sehschärfe kann durch verschiedene Tests stattfinden. Beispielhaft seien die aus der augenärztlichen Ordination bekannten Sehprobetafeln mit Buchstaben, Bildern, Zahlen usw. genannt.

Eine weitere Definition der Blindheit, bei der neben objektiv messbaren Daten der verbleibenden Sehfähigkeit das gleichzeitige Auftreten unterschiedlicher Gesichtsfeldeinschränkungen aufgeführt werden, wurde im Wiener Pflegegeld-Gesetz (WPGG) in der Fassung vom 1999 in §4a Abs. 5 wie folgt angeführt:

- Als blind gilt, wer am besseren Auge mit optimaler Korrektur eine Sehleistung mit
- einem Visus von kleiner oder gleich 0,02 (1/60) ohne Gesichtsfeldeinschränkung hat oder
 - einem Visus von kleiner oder gleich 0,03 (2/60) in Verbindung mit einer Quadrantenanopsie hat oder
 - einem Visus von kleiner oder gleich 0,06 (4/60) in Verbindung mit einer Hemianopsie hat oder
 - einem Visus von kleiner oder gleich 0,1 (6/60) in Verbindung mit einer röhrenförmigen Gesichtsfeldeinschränkung hat. (Parlamentsdirektion: 10)

Ein wichtiges Merkmal für eine genauere Auslegung des Blindheitsbegriffes stellt auch die Unterscheidung zwischen jenen Personen, die von Geburt an blind sind, und solchen, die erst später ihr Sehvermögen verloren haben, dar. Garbe (1965) legt diesbezüglich eine präzisere Unterteilung vor, in der er auf das Alter zum Zeitpunkt der Erblindung verweist. So unterscheidet er zwischen Geburtsblinden, Früherblindeten (vor dem 4. Lebensjahr), Jugendblinden (vor dem 18. Lebensjahr), Späterblindeten (bis zum 45. Lebensjahr) und Altersblinden (vgl. Garbe 1965: 12). Zudem ist zu betonen, dass der Zeitpunkt, an dem die Erblindung eingetreten ist, von grundlegender Bedeutung für das Verständnis der Umwelt und das Bilden von Vorstellungen ist. Auch der Hergang einer Erblindung kann für die Bewältigung des Alltags von grundlegender Bedeutung sein.

Festzuhalten ist, dass Blindheit neben (hochgradiger) Sehbehinderung zur Gruppe der Sehschädigungen gehört. Eine allgemeingültige, einheitliche Definition von Blindheit ist schwer aufzustellen, weil die Beurteilung von Blindheitsaspekten sowie Abgrenzungsversuche zwischen hochgradig Sehbehinderten und Blinden weltweit stark variieren. Zu all dem kommen die uneinheitlichen Kriterien aus dem medizinischen, pädagogischen oder sozialen Bereich, die für die Schaffung einer Definition für das jeweilige Fachgebiet ausschlaggebend sind.

1.1. Ursachen

Blindheit hat unterschiedliche Ursachen. Sie kann infolge einer Krankheit entstehen oder durch Unfälle, Vergiftungen oder Verletzungen hervorgerufen werden. In manchen Fällen kann Blindheit sogar kongenital, d.h. angeboren sein.

Bis 1950 galten Infektionskrankheiten weltweit als die bedeutendsten Erblindungsursachen (vgl. Dübbers & Pauselli 1996: 14). Durch die Verbesserung der Hygiene und des zivilisatorischen Entwicklungsstandards sowie auch durch den Fortschritt der Medizin haben sich die Ursachen in den letzten Jahrzehnten zunehmend verändert (vgl. Gruber & Hammer 2000: 49). Dieser Wandel hat dazu geführt, dass die Ausbreitung vieler bekannter Infektionskrankheiten wie Trachom (ägyptische Körnerkrankheit), Onchozerkosis (parasitäre Infektion) oder Hornhautvernarbungen infolge eines Vitamin-A-Mangels nur noch bei der sozial schwächeren Bevölkerung beobachtbar ist (vgl. Dübbers & Pauselli 1996: 16).

In den Industrieländern sind diese infektionsbedingten Krankheiten stark zurückgegangen, da ihnen durch erfolgreiche Prophylaxe und wirksame Therapie vorgebeugt werden kann und sie großteils geheilt werden können (vgl. ebd.: 21). An der Spitze der Erblindungsursachen stehen in diesen Ländern degenerative Veränderungen des Sehapparates beziehungsweise genetisch bedingte Augenerkrankungen (vgl. Walther 2005: 89) oder kindliche Erblindung (vgl. Gruber & Hammer 2000: 10). Ursachen dafür sind Krankheitsbilder wie Diabetes mellitus, altersbedingte Makulopathie, Augenerkrankungen, Verletzungen, Genmutationen und anderes mehr.

Eine weitverbreitete Charakterisierung und Klassifikation von Blindheit teilt die Ursachen in angeborene und erworbene Formen (vgl. Walther 2005: 55). Die Gründe für eine angeborene bzw. sehr früh erworbene Blindheit lassen sich in die Kategorien ‘Vererbung’, ‘Stoffwechselstörungen’, ‘genetische Mutationen’ oder ‘Fehlbildungen während der Embryonalentwicklung’ einteilen (vgl. Walther 2005: 55). Die Ursachen sind also genetische Veranlagungen, Netzhauterkrankungen bei Frühgeborenen, vorgeburtliche Augenfehlbildungen, unvollkommene Ausbildung des Sehorgans, fehlende Verbindungen zwischen dem Auge und den Strukturen des Gehirns und anderes mehr.

Gruber & Hammer (2000) vertreten die Ansicht, dass Frühgeborenenretinopathie die häufigste Erblindungsursache für kindliche Erblindung darstellt. Ihnen zufolge entwickeln ca. 70 % aller Frühchen mit einem Geburtsgewicht unter einem Kilogramm eine Frühgeborenen-Retinopathie (vgl. Gruber & Hammer 2000: 62). Weitere Erblindungsursachen, die sowohl das Gehirn als auch das Sehzentrum betreffen, sind pränatale Infektionen wie z.B. Rötelninfektionen in der Schwangerschaft, Tumore (Retinoblastome), Traumen durch Sauerstoffmangel oder zerebrale Blutungen (vgl. ebd.: 10).

Erworbene Blindheit kommt häufiger vor als angeborene und entwickelt sich je nach Auslöser über einen längeren oder kürzeren Zeitraum. In den Industrieländern dominieren Erblindungsursachen, die auf Erkrankungen der Netzhaut beruhen. Auslöser sind

Krankheitsbilder wie Diabetes mellitus und arterielle Hypertonie. Weitere Erblindungsauslöser sind Schädigungen des Sehnervs, Linsentrübung wie etwa durch grauen Star und Hornhauttrübungen oder Entzündungen der mittleren Augenhaut wie der grüne Star (vgl. Dübbers & Pauselli 1996: 20). Auch Abbauprozesse am Augenhintergrund, wie die altersabhängige Makuladegeneration, erhalten aufgrund der zunehmenden Anzahl älterer Menschen in der Gesellschaft einen größeren Stellenwert (vgl. Walthes 2005: 68). Zu den Risikofaktoren zählen auch Augenverletzungen durch Unfälle, Verätzungen, Verbrennungen, Vergiftungen und die fehlerhafte Anwendung von kortisonhaltigen Augentropfen (vgl. Grehn 2006: 117ff.).

In ärmeren Weltregionen stellt Blindheit ein wesentlich größeres Problem dar als in wohlhabenden Ländern. Hier spielen nach wie vor behandelbare Augenkrankheiten wie Trachom usw. eine große Rolle. Auch der ernährungs- und stoffwechselbedingte graue Star (Katarakt) ist in den Entwicklungsländern beobachtbar. Mit einer Inzidenzrate von circa 30 % sowohl im Kindes- als auch im Erwachsenenalter gilt er laut Walthes (2005) als die größte Haupterblindungsursache weltweit (vgl. Walthes 2005: 68).

In Österreich weisen laut Angaben einer Mikrozensus-Ersterhebung aus dem Jahr 2007 zum Thema 'Menschen mit Beeinträchtigungen' 318.000 Personen, d.h. 3,9 % der Gesamtbevölkerung, ein beeinträchtigtes Sehvermögen auf, das trotz Brille, Kontaktlinsen oder anderer Sehhilfen nicht korrigiert werden kann. Etwa 3000 Personen gaben bei der Frage nach dem Grad der Sehbeeinträchtigung an, dass sie blind sind (vgl. Leitner 2008: 1134). Hauptursache sind hier altersbedingte Schädigungen des Auges, die durch Stare und Diabetes verursacht werden. Demzufolge sind hierzulande circa 75 % der Blinden älter als 60 Jahre.

1.2. Folgen

Die Auswirkungen, die das Fehlen der Visualität auf eine Person hat, können sich in vielerlei Hinsicht äußern. Grundsätzlich bedeutet Blindheit visueller Informationsausfall, was zunächst eine biologische Einschränkung ist (vgl. Ghodstinat 1979: 55f). Durch den Ausfall des dominierenden Sinnesorgans sind Blinde darauf angewiesen, die vorwiegend visuell strukturierte Welt über Bewegung, Akustik, Taktilität und andere Sinne zu erfahren (vgl. Walthes 2005: 75).

Weitere Folgen der Blindheit sind Beeinträchtigungen der Motorik und Einschränkungen in der Orientierung (vgl. ebd.: 156). Durch den Mangel an optischen Reizen können in der Kindheit Bewegungsauffälligkeiten entstehen, die auf Mangelerlebnisse,

fehlende motorische Anregungen, Fehlverhalten der Umwelt und eine gewisse Isolation zurückzuführen sind (vgl. Gruber & Hammer 2000: 138ff.). Sie äußern sich in auffallenden motorischen Verhaltensweisen wie Hin- und Herschaukeln, Zappeln mit den Händen und mimischen Besonderheiten wie Grimassenziehen, Augenrollen usw., die laut Garbe (1965) die Geschicklichkeit der Betroffenen beeinträchtigen und falsche Einschätzungen über deren Wesen hervorrufen (vgl. Garbe 1965: 22f). Diese Bewegungstereotypen werden in der Literatur immer wieder als 'Blindismen' bezeichnet, wobei an dieser Stelle hervorgehoben sei, dass es sich dabei um zeitbegrenzte Erscheinungen handelt. Mit dem Wissen über die Faktoren, die die Erlebnisverarbeitung bei Blindheit beeinflussen, und mittels Schaffung optimaler Umweltbedingungen und blindenspezifischen Förderangeboten lassen sich Strategien herausarbeiten, die die Intensität und Häufigkeit dieser Bewegungsabläufe möglichst gering halten (vgl. Gruber & Hammer 2000: 144).

Die Orientierungsfähigkeit Blinder beruht auf der Fähigkeit, alle verbliebenen Sinne effektiv einsetzen zu können, sodass die Lage des eigenen Körpers im Raum und im Verhältnis zu anderen Personen oder Gegenständen bestimmt werden kann (vgl. Kiefer & Lühmann 1985: 182). Dabei werden kognitive Landkarten und Orientierungskonzepte verwendet (vgl. Gruber & Hammer 2000: 164), die auf markanten Hinweisen, Techniken, sensomotorischen Erfahrungen, mentalen Vorstellungen und Schlussfolgerungen basieren (vgl. Kiefer & Lühmann 1985: 179-189). Ferner verlangen die Orientierung in einer unmittelbaren und mittelbaren Umgebung sowie eine der Situation angepasste Mobilität einen größeren Konzentrations- und Kraftaufwand der Betroffenen (vgl. Gruber & Hammer 2000: 161).

Die mangelnde Fähigkeit, sich visuell zu orientieren, und die damit einhergehende verbundene Furcht vor dem Ungewissen haben zur Folge, dass Bewegungsimpulsen zunächst nicht nachgegeben wird. Daraus können Abhängigkeiten entstehen, die eine selbstbestimmte, möglichst unabhängige Lebensführung gefährden. Gruber & Hammer (2000) weisen diesbezüglich auf alternative Bedingungen hin, die es ermöglichen, sich in einer Umgebung zurechtzufinden. Dazu zählen eine gezielte Sinnes(um)schulung, blindenspezifische Strategien, verschiedene Bewegungserfahrungen, speziell auf die Fähigkeit Blinder zugeschnittene Hilfsmittel usw. (vgl. Gruber & Hammer 2000: 161f).

Abgesehen von diesen mit dem Wesen des Blindseins zusammenhängenden Einschränkungen hat Blindheit auch soziale Folgen, zu deren Bewältigung laut Ghodstinat (1979) sowohl Staat als auch Gesellschaft beitragen müssen (vgl. Ghodstinat 1979: 56). So sind Blinde beispielsweise beim Bildungserwerb auf die Anwendung angepasster Lern- und

Lehrmittel (vgl. Garbe 1965: 56) sowie auf Unterstützungsangebote und zusätzliche soziale Leistungen angewiesen, die zur Schaffung der kompensatorischen Bedingungen oder zum Abbau möglicher ausgrenzender Barrieren beitragen (vgl. ebd.: 65-74).

Die fehlende Visualität bedeutet nicht nur 'Nichtsehenkönnen', sondern schließt auch spezielle Lebensumstände mit ein. Dementsprechend werden auch das psychische Befinden und Verhalten in Mitleidenschaft gezogen (vgl. Dübbers & Pauselli 1996: 22). Wie jemand mit dem Zustand beziehungsweise den Folgen einer Erblindung umgeht, hängt maßgeblich von individuellen inneren und äußeren Faktoren wie Persönlichkeitsstruktur, Lebensgeschichte und Lebensbedingungen sowie auch intellektueller Begabung, Zusatzbehinderung und Alter ab (vgl. ebd.: 22). Ebenso bedeutsam für die Art und Weise, wie Blindheit innerlich erlebt und verarbeitet wird, sind die Umstände der Erblindung (vgl. Weinländer 1985: 520). Dabei ist es wichtig, zwischen den psychischen Empfindungen und Reaktionen von Personen, die niemals sehen konnten, und dem seelischen Befinden oder Verhalten derjenigen, die erst später ihr Sehvermögen verloren haben, zu unterscheiden. Denn je früher die Blindheit eintritt, desto leichter kann das Leben unter diesen Bedingungen akzeptiert beziehungsweise bewältigt werden. Bei Letzteren spielt der Hergang der Erblindung eine ebenfalls nicht zu unterschätzende Rolle.

So kann die Erblindung im Erwachsenenalter zu ausgeprägten seelischen Auswirkungen bei den Betroffenen führen, da die habituelle Lebenssituation von visuellen Vorerfahrungen geformt und geprägt wurde (vgl. Dübbers & Pauselli 1996: 23). Um den Verlust des Sehvermögens verarbeiten zu können, müssen Späterblindete einen zeitraubenden Bewältigungsprozess durchlaufen (vgl. ebd.: 24) und eine wesentliche Umstellung ihrer Lebenswelt vornehmen (vgl. Walthes 2005: 88). Für im Erwachsenenalter plötzlich Erblindete kann die neue Situation eine große Anzahl von scheinbar unüberbrückbareren Schwierigkeiten auslösen. Neuerblindete können sich Dübbers & Pauselli (1996) zufolge völlig verzweifelt fühlen und erleben die neue Situation als eine radikale Einschränkung ihrer Lebensweise (vgl. ebd.: 23). Massive Ängste, Verzweiflung, Hilfslosigkeit und sogar depressive Zustände können die Folge sein (vgl. Garbe 1965: 24).

Bei einer schleichenden Erblindung verfügt der/die Betroffene über eine gewisse Zeit, in der er/sie sich auf die Erblindung einstellen kann. Jedoch kann die andauernde Furcht vor völliger Erblindung dermaßen belastend sein, dass erhebliche Ängste entstehen, die die gesamte Persönlichkeitsstruktur beeinflussen (vgl. ebd.: 24).

Personen, die von Geburt an oder ab der frühen Kindheit blind sind, verlieren ihr Sehvermögen in einem Lebensabschnitt, in dem sie bei entsprechender Förderung

Wahrnehmungs-, Verarbeitungs-, und Handlungssysteme entwickeln, die die übrigen Sinne stärker ausprägen beziehungsweise verstärkt nutzbar machen können (vgl. Weinländer 1985: 517-532). Das bedeutet, dass Blindgeborene beziehungsweise Früherblindete größere Chancen haben, im Vergleich zu anderen Erblindeten die Anforderungen der Umwelt bestmöglich zu meistern. Für sie stellt Blindheit eine andere Form des Daseins dar. Probleme und Konflikte entstehen dennoch, wenn die Betroffenen sozialem und gesellschaftlichem Fehlverhalten ausgesetzt werden. Diskriminierende Äußerungen und Einstellungen von Sehenden, wie die Annahme, dass das Leben unter der Bedingung von Blindheit mit Leid gleichzusetzen sei, sowie auch positive Haltungen, in Form von aufgezwungenen Hilfsangeboten, können bei Blinden ein Streben nach sozialem Rückzug sowie eine Veränderung bzw. Gefährdung ihrer psychischen Integrität auslösen.

Festzuhalten ist, dass die Folgen der Blindheit unterschiedliche Facetten des Lebens beeinflussen können. Sowohl in körperlichen als auch in psychischen oder sozialen Bereichen können Abweichungen auftreten, die den/die Betroffene/n in eine Situation versetzen, die eine selbstbestimmte Lebensführung erschwert. Auch die Teilhabe an der Gesellschaft kann dadurch beeinflusst werden. Aufgrund unterschiedlicher, nicht einheitlicher Persönlichkeitstypen (vgl. Gruber & Hammer 2000: 106) wird auch der Bewältigungsprozess von den Blinden unterschiedlich erlebt. Mitbestimmend für die Befindlichkeit der Betroffenen sind Hergang und Art der Erblindung, Alter zum Zeitpunkt der Erblindung, Persönlichkeitsstruktur, Umwelterfahrungen und anderes mehr.

2. Wahrnehmung und Kommunikation

2.1. Zum Begriff der Wahrnehmung

Zum besseren Verständnis der Art und Weise, wie Blinde Kenntnis von ihrer (Um)welt erlangen, und dessen, was erforderlich ist, um den Anforderungen der vorwiegend visuellen Welt 'gerecht' zu werden, muss zunächst ein Blick auf die Grundstruktur des menschlichen Wahrnehmungsprozesses geworfen werden.

Eine allgemeingültige Theorie des menschlichen Wahrnehmungsprozesses gibt es nicht. Dennoch besteht unter WissenschaftlerInnen Einvernehmen darüber, dass die Wahrnehmung mit Hilfe neurophysiologischer Prozesse beschrieben werden kann. Wahrnehmung ist demnach ein Vorgang, bei dem sensorische Informationen über die dazugehörenden Sinne aus äußeren und inneren Reizen gewonnen werden (vgl. Guski 2000: 8ff.). Das heißt zugleich, dass die sensorische Basis und die Zusammenarbeit der verschiedenen Sinne für die Umwelterschließung von grundlegender Bedeutung sind. Für die Sinneswahrnehmung sind die visuellen, auditiven, gustatorischen, olfaktorischen und taktilen Sinne zuständig. Neben dieser Sinneseinteilung gibt es in der Fachliteratur eine Vielzahl von Unterteilungssystemen, die das sensorische System nach weiteren Kriterien und Konstellationen differenzieren.

Laut Zimmer (1995) sind die Sinne mit den entsprechenden Organen als 'Fenster' zur Umwelt (vgl. Zimmer 1995: 15) zu betrachten, denn sie liefern uns unzählige Eindrücke und Informationen über uns selbst und unseren Lebensraum. Sie stellen dementsprechend eine Verbindung zur (Um)welt her und ermöglichen dem/der Wahrnehmenden, die sogenannte 'Wirklichkeit' zu fühlen und anzufassen, zu schmecken, zu riechen, zu hören und zu sehen.

Die Wahrnehmung der dinglichen und personellen (Um)welt beruht dennoch nicht nur auf der Aufnahme von Informationen über die dazugehörigen Sinnesorgane, sondern auch auf der Selektion, Verarbeitung und Interpretation der einströmenden Daten zu inhaltlich bedeutsamen und sinnhaften Sachverhalten. Sie stellt einen komplexen Erkenntnisprozess dar, der sich auf die unmittelbar gegebenen Sinnesdaten bezieht und mentale Operationen beinhaltet (Walther 2005: 29ff.).

Der Wahrnehmungsprozess, von der Aufnahme der eingehenden Sinnesreize bis hin zu seinem Vollzug im Gehirn, wird von Zimbardo et al. (1995) als mehrstufiger Vorgang beschrieben. Dabei wird zwischen sensorischen Prozessen, perzeptueller Organisation und Identifikation/Wiedererkennen differenziert. In diesen Prozessstufen wird der proximale Reiz

empfangen, analysiert und gespeichert, sodass am Ende des Wahrnehmungsvorganges ein Abbild der ‘wirklichen’ (Um)welt geschaffen wird (vgl. Zimbardo et al. 1995: 157).

Die Ebene der sensorischen Prozesse stellt den Vorgang dar, bei dem Reizsignale aus dem Körperinneren und aus der Umwelt empfangen werden. Die sensorischen Daten, die über den Gesichts-, Gehör-, Tast-, Geruchs- und Geschmackssinn erfasst werden, werden dann zur Verarbeitung über die afferenten Nervenbahnen an das Gehirn weitergeleitet (vgl. Irimia 2008: 9).

Im Zuge der zweiten Stufe findet die perzeptuelle Organisation statt. Hier werden die gesammelten Sinnesdaten gefiltert und in den verschiedenen Arealen des Gehirns als optische, akustische, haptische, olfaktorische und gustatorische Sinneseindrücke gruppiert und weiterverarbeitet (vgl. ebd.: 9f). Bei diesem Schritt der Wahrnehmung entsteht eine erste innere Repräsentation (ein Perzept) der sogenannten Wirklichkeit (vgl. Zimbardo et al. 1995: 157). Obwohl diese ‘Beschreibung’ physikalische Merkmale wie Position, Größe Farbe usw. der aufgenommenen Informationen darstellt, kann dem Wahrnehmungserlebnis noch keine Bedeutung zugewiesen werden.

Die ‘endgültigen Entscheidungen’ werden erst im dritten Schritt des Wahrnehmungsgeschehens getroffen, und zwar durch den Vergleich und die Verknüpfung der neu gebildeten Wahrnehmungen mit dem bereits gespeicherten Wissen. Wurde während der perzeptuellen Organisation die Frage nach der Farbe, Position und Größe gestellt, so werden in der letzten Wahrnehmungssequenz die Fragen nach der Identifizierung (worum handelt es sich dabei?) und dem Wiedererkennen (alt oder neu?) beantwortet (vgl. Irimia 2008: 9f).

Das mentale Erfassen der Sinnesdaten und die daraus resultierende Konstruktion des (Um)weltbildes kann von zwei Seiten beeinflusst und mitbestimmt werden. Einerseits von den Reizen aus der (Um)welt, andererseits von unterschiedlichen Faktoren wie die zum Zeitpunkt der Wahrnehmung bestehende Verfassung des/der Wahrnehmenden sowie auch seine/ihre Persönlichkeit, (Vor)erfahrungen und Wissensbestände (vgl. Guski 2000: 10). Das bedeutet, dass in das verinnerlichte Abbild der (Um)welt sowohl physische und psychologische Vorgänge als auch subjektive Faktoren wie Lernerfahrungen, Sozialisationskonventionen, Einstellungen, Alter usw. miteinfließen (vgl. Irimia 2008: 18).

Der Wahrnehmungsprozess ist folglich als subjektiv konstruiertes Erleben zu begreifen (vgl. Walthes 2005: 37ff.), das objektiven physiologischen Gesetzmäßigkeiten unterliegt und kognitive Verarbeitungs- und Speicherprozesse der Umweltinformationen einschließt. Auf Basis dessen werden schließlich Erfahrungen und Wissensbestände gebildet, die eine handlungsrelevante interne Repräsentation hervorrufen.

Das Erkannte, Verarbeitete und Benannte umfasst so gesehen einen individuellen Aspekt, den jede Form der Vergleichsmöglichkeiten zur individuellen Wahrnehmung beiträgt. Ein Individuum bildet auf eine höchst persönliche Art und Weise ein Wirklichkeitsbild, indem es selektiv aus der Flut an Reizen nur diejenigen Informationen auswählt, die seinen Bedürfnissen und Intentionen entsprechen (vgl. Rath & Hudelmayer 1985: 154). Das bedeutet, dass das entstandene Bild, welches von dem/r Wahrnehmenden als 'Wirklichkeit' betrachtet wird, nicht für jeden Menschen dasselbe ist. Folglich ist es durchaus nachvollziehbar, dass zwei Individuen, die scheinbar dasselbe sehen, hören, riechen, schmecken oder fühlen, ziemlich unterschiedliche Wahrnehmungseindrücke aufweisen können (vgl. Goldstein 1997: 459).

2.2. Veränderte Wahrnehmung

Die Selektion und Verarbeitung der vorhandenen Reize und Informationen werden, wie angeführt, von unterschiedlichen Faktoren bestimmt, darunter auch von der Intaktheit der Sinnesorgane. Unter der Perspektive der Schädigung oder Einschränkung der Funktionsweise von Sinnesorganen ist die Frage zu stellen, was passiert, wenn relevante Informationen nicht herausgefiltert oder Reize nicht wie von der Natur vorgegeben aufgenommen werden können. Bleibt die Welt begrenzt und der Wahrnehmungsradius eingeschränkt? Können die ausgefallenen Sinne vielleicht ersetzt werden?

Von der heutigen Gesellschaft wird der Verlust des Sehsinnes am meisten gefürchtet, da der Fokus der Wahrnehmung zunehmend auf der Vielzahl visueller Reize basiert. Die immer wieder gestellte Frage, wie die Wahrnehmung im Fall fehlenden visuellen Inputs stattfinden kann, beschäftigt KognitionswissenschaftlerInnen, NeurowissenschaftlerInnen, PsychologInnen, PädagogInnen sowie auch PhilosophInnen und KulturwissenschaftlerInnen seit Jahrtausenden. Irimia (2008) betont in ihrer Arbeit, dass diese Frage bislang nicht hinreichend beantwortet werden konnte (vgl. Irimia 2008: 16). Die Begründung dafür sei die visuozentristische Ausgangsposition unserer Gesellschaft, die das Auge als Garant für die Lieferung eines 'exakten Abbildes der Wirklichkeit' betrachtet (vgl. Gruber & Hammer 2000: 110).

Die Tatsache, dass Blinde unsere moderne, technisierte Welt mit hohen Ansprüchen auf dem visuellen Gebiet nicht über den optischen Sinn erkunden können, liegt auf der Hand. Dennoch sind die Vorstellungen, wie sie die Welt entdecken, Situationen einschätzen, Eindrücke gewinnen und verarbeiten, Aufgaben lösen und sich ein Bild von neuen Erkennt-

nissen machen, unter den Menschen, die mit allen Sinnen wahrnehmen unterschiedlich ausgeprägt.

Blinden fehlt derjenige Sinn, der oft als wichtigster Wahrnehmungsmodus beschrieben wird (vgl. Guski 2000: 159). Betrachtet man die Funktion oder Rezeptionsweise verschiedener Sinnesorgane, findet man bei den meisten ForscherInnen Hinweise zur vorherrschenden Stellung des Sehsinnes innerhalb der Sinne. Walther (2005) verweist in ihrer Arbeit darauf, dass etwa 80 % aller Umweltinformationen und Sinneseindrücke darüber aufgenommen werden (vgl. Walther 2005: 22). Der Sehsinn setzt Informationen über markante Merkmale wie Gestalt, Größe, Tiefe, Form, Farbe, Lage und Abstand, Beschaffenheit, usw. in Beziehung zueinander und zum/zur Wahrnehmenden. Diese Informationen können von Blinden nur bedingt und über andere Sinne erfasst werden. Auch für die Orientierung im Raum ist der Sehsinn von großer Bedeutung, da er die rasche und gleichzeitige Aufnahme unterschiedlicher Informationen ermöglicht, die für das Begreifen von und die Auseinandersetzung mit der Umwelt verantwortlich sind (vgl. ebd.: 44f).

Aufgrund des Nichtvorhandenseins dieses Informationsaufnahmemodus muss die Umwelt Irimia (2008) zufolge auf alternativen Wegen erkundet werden (vgl. Irimia 2008: 22). Das geschieht laut Röder & Rösler (2004) durch optimales Einsetzen der intakten Sinne (vgl. Röder & Rösler 2004: 243). Die leistungsfähigsten Sinne, die Blinde bei der Erkundung der Umwelt unterstützen, sind der taktile und der auditive. Der olfaktorische und der gustatorische Sinn spielen eher eine unterstützende Rolle (vgl. Krähenbühl 1977: 70f). Für die Konstruktion des Wirklichkeitsbildes ist eine getrennte Beschreibung der Funktionen der einzelnen Sinne von geringer Bedeutung, da die Umweltinformationen stets durch die Zusammenarbeit verschiedener Sinneskanäle erworben werden. Die Umweltwahrnehmung von Blinden basiert, wie beschrieben, auf taktilen, akustischen, olfaktorischen und gustatorischen Eindrücken, die durch das Gehirn zu einer Einheit verwoben werden. Dennoch ist die folgende isolierte Darstellung der einzelnen Wahrnehmungsmodi relevant, um einen Überblick über die Grundwahrnehmungsbereiche zu erhalten.

Die taktile Sinneswahrnehmung stellt eine Form der Umwelterfassung dar, die auch für nichtsehende Personen die Möglichkeit des Erkennens und Wiedererkennens von Eigenschaften eines Gegenstandes oder eines Lebewesens bietet. Von zentraler Bedeutung für die haptische Wahrnehmung ist die Haut. Mit Hilfe der drucksensiblen Rezeptoren in der Haut werden räumliche Formeneindrücke über Druckmuster erfasst, die im nächsten Schritt zur Verarbeitung an das Gehirn weitergeleitet werden. Des Weiteren liefert der Tastsinn besondere Erkenntnisse über Feinheiten wie Oberflächenbeschaffenheit, Temperatur und

Gewicht, die durch keine anderen Sinne empfunden werden können. Typisch für die taktile Wahrnehmung ist, dass Informationen sukzessive gesammelt werden. Das führt hinzu, dass die Anforderungen an Kognition, Gedächtnis, aber auch Konzentration besonders hoch sind (vgl. Köhlmann 2016: 16f). Dabei darf nicht vergessen werden, dass, im Gegensatz zum Sehsinn, bei diesem Prozess nicht alle Aspekte für den Gesamteindruck genutzt werden können. Dazu gehören Merkmale wie Farben, Lichtverhältnisse usw., die sich mittels des Tastsinnes nicht erfassen lassen. Außerdem beruht die taktile Erfassung der Umwelt auf Tasterfahrungen, die nicht willkürlich stattfinden. Sie verlangt systematische und effektive Taststrategien sowie auch eine aktive und direkte Auseinandersetzung mit den Umweltbedingungen beziehungsweise mit den jeweiligen Wahrnehmungsobjekten. Die taktile Erkundung erfolgt im Nahbereich des/der Wahrnehmenden. Das bedeutet, dass die Wahrnehmung über den haptischen Sinn nur durch unmittelbar dem Körper nahe liegende Reize stattfinden kann. Da der Tastsinn auf einen kleinen Radius begrenzt ist, gibt es viele Objekte und Konstellationen von Objekten, die für blind geborene Menschen nicht zugänglich bzw. taktil nicht erfahrbar sind. All das, was abgelegen, gefährlich oder zu groß ist, kann taktil nicht ausgewertet werden. Um diese Wahrnehmungsobjekte erfassen zu können, muss die ertastbare (Um)welt durch andere Informationsaufnahmekanäle, Kompensationsmöglichkeiten und gezielte Hilfe ergänzt werden (vgl. Röder & Rösler 2004: 243-264).

Ebenfalls unerlässlich für die Auswertung der Reizinformationen ist der Gehörsinn, der Eindrücke außerhalb des Greifraumes vermittelt und Informationen über die Raumstrukturierung und -lage liefert (vgl. Zimmer 1995: 82ff.). Das Organ, das dafür zuständig ist, ist das Ohr. Dieses ist Lärm und Geräuschen, Stimmengewirr und musikalischen Tönen oder Klängen ausgesetzt. Mit Hilfe unterschiedlicher Geräusche, Klänge usw. können Personen, Gegenstände oder Räumlichkeiten identifiziert und/oder wiedererkannt werden. Die Art des Geräusches oder des Klangs kann die Position und sogar die Form und die materielle Beschaffenheit eines Raumes verraten, welche z.B. für die Orientierung Blinder von grundlegender Bedeutung sind (siehe Kapitel 1.2.). Der Gehörsinn spielt außerdem eine bedeutende Rolle für die menschliche Kommunikation und wird laut Zimmer (1995) als Voraussetzung für die Sprachentwicklung genannt (vgl. ebd.: 83). Dadurch hat er nicht nur eine biologische, sondern auch eine soziale Funktion.

Wie beim Tasten ist auch für das Hören anzumerken, dass das Identifizieren mancher attributiver Merkmale ausgeschlossen bleibt oder nur mittels anderer Surrogatvorstellungen stattfinden kann. Da viele Gegenstände und Situationen auditiv nicht wahrnehmbar sind, müssen sie mittels verbaler Beschreibungen, anderer Sinnesmodi oder aufbauend auf Wissen

und kognitive Zusammenhänge erfasst werden, welche ihrerseits auf Erfahrungen beruhen (vgl. Röder & Rösler 2004: 255).

Einen weiteren Beitrag zur Konstruktion des Wirklichkeitsbildes leisten der Geruchs- und der Geschmackssinn, die zusammen die „chemischen Sinne“ bilden (vgl. Zimmer 1995: 137ff.). Da beide Sinne durch chemische Substanzen als stoffliche Überträger stimuliert werden, sind sie sehr eng miteinander verbunden. Inwieweit sich diese Wahrnehmungsweisen gegenseitig beeinflussen, ist bislang noch nicht geklärt. Fest steht jedoch, dass der Geruchssinn viel differenzierter als der Geschmackssinn arbeitet. Durch Geschmacksrezeptoren auf der Zunge werden die fünf Grundempfindungen salzig, sauer, süß, bitter und umami wahrgenommen, die Geruchsrezeptoren der Nase können hingegen bis zu 10.000 unterschiedliche Düfte wahrnehmen beziehungsweise abgrenzen. Ist der Geruchssinn beeinträchtigt, so können Geschmäcke nicht richtig wahrgenommen und unterschieden werden. Das gleichzeitige Zusammenwirken der Reize des Geruchs- und Geschmackssinnes kann bei der Konstruktion des Wirklichkeitsbildes von Blinden nützlich sein, selbst wenn nicht alle Aspekte wahrgenommen werden können. Gerüche und Geschmäcke greifen auf unterschiedlichen Ebenen in das Leben eines blinden Menschen ein. Sie dienen der Orientierung und der Kommunikation; sie beeinflussen Stimmungen und Emotionen und sogar das Sozialleben. Der Geruch von Brot z.B. kann die Nähe einer Bäckerei verraten, welche ihrerseits für die räumliche Orientierung eine entscheidende Rolle spielen kann. Außerdem haben diese Wahrnehmungsweisen zugleich eine warnende Funktion. So können verschiedene Gerüche erkannt und, falls notwendig, gemieden werden, noch bevor man auf eine andere Art und Weise darauf aufmerksam gemacht wird (vgl. Andree 2006: 23).

Über die Sinnesempfindungen von Blinden bei der Erkennung und Wiedererkennung der wahrnehmbaren Umwelt gibt es zwei gegensätzliche Auffassungen (vgl. Guttenberg 1968: 112): Einerseits werden ihnen oft bestehende Kompetenzen aberkannt (vgl. Glofke-Schulz 2007: 60). Sie werden als unbeholfene Menschen ohne Orientierung beschrieben und ihre intellektuellen Fähigkeiten werden in Frage gestellt. Andererseits werden sie als helle Köpfe gesehen, die aufgrund ihrer außergewöhnlichen Begabungen und ihrer Genialität in der Lage sind, „in das Innerste, das Wesentliche der Dinge“ (Borchert 2007: 39) vorzudringen, und zwar unabhängig von visuellen Reizen.

Abgesehen davon heißt es im Volksmund, dass Blinde wegen des fehlenden Sehsinnes in den übrigen Wahrnehmungsmodalitäten den Sehenden überlegen seien (vgl. Glofke-Schulz 2007: 60). Sie würden Höreindrücke wesentlich schneller erkennen und genauer lokalisieren als Sehende (vgl. Röder & Rösler 2004: 245). Auch die taktilen Leistungen seien feiner

ausgebildet als bei den Sehenden, weil diese unter anderem zum Lesen der Blindenschrift benötigt werden (vgl. ebd.: 245). Diese gängige Behauptung wird von Zimmer (1995) wie folgt untermauert:

Wenn ein Sinnesorgan geschädigt ist oder ganz ausfällt (Taubheit, Blindheit), übernehmen andere Sinnesorgane eine Kompensationsfunktion. So sind bei Blinden Tast- und Gehörsinn viel besser ausgebildet als bei Sehenden. (Zimmer 1995: 152)

Zimmers Ansicht scheint zwar den Tatsachen zu entsprechen, dennoch ist es wichtig zu betonen, dass die sogenannte Überlegenheit der verbliebenen Sinnesmodi nicht auf organische Veranlagungen zurückzuführen ist. Blinde verfügen nicht über mystische Fähigkeiten (vgl. Glofke-Schulz 2007: 60) und es gibt im Prinzip nichts, was Blinde können und Sehende nicht schaffen würden. Außerdem beginnen Blinde nicht plötzlich, Neues zu hören oder zu fühlen, das sie vor der Erblindung nicht wahrgenommen hätten. Was sie tun können, ist, den Reizen aus der Umgebung besondere Aufmerksamkeit zu schenken, um diese effektiver zu entschlüsseln (siehe Interview 3). Wenn Blinde eine ‘außergewöhnliche Leistung’ erbringen, ist diese genau wie bei den Sehenden auf Lernprozesse wie intensive Schulung und vermehrten Gebrauch der vorhandenen Wahrnehmungsmodalitäten, Erfahrung und gezieltes Training zurückzuführen (vgl. Glofke-Schulz 2007: 61).

In den Arbeiten von Röder & Rösler (2004) werden die Schärfung der nichtvisuellen Sinne und die gesteigerte Effektivität der Wahrnehmungsleistungen mit der Neuroplastizität des Gehirns begründet (vgl. Röder & Rösler 2004: 256). Von Neuroplastizität oder neuronaler Plastizität spricht man, wenn aufgrund veränderter Bedingungen strukturelle und funktionelle Veränderungen in den kortikalen Repräsentationsgebieten beobachtbar sind (vgl. ebd.: 275). Die Neuroplastizität stellt somit die Fähigkeit des menschlichen Gehirns dar, sich in Abhängigkeit seiner Nutzung zu verändern beziehungsweise sich anzupassen und somit ein höheres Leistungsvermögen zu erzielen. So beteiligen sich bei Blinden z.B. die für den visuellen Input zuständigen Areale an der (Weiter)verarbeitung von Tast- und Höreindrücken.

Trotz dieser herausragenden kortikalen Veränderungen handelt es sich dabei um eine Kompensationsfähigkeit und nicht um eine Substitution des Sehsinnes (vgl. ebd.: 255). Daher ist eine gänzliche Kompensation der verbliebenen Wahrnehmungsmodi nicht gegeben. Auch wenn Blinde ‘besser hören’ oder ‘feinfühleriger tasten’ können, bleiben ihnen trotzdem komplementäre Informationen vorenthalten. So sind rein visuelle Informationsmerkmale, wie Licht oder Farbe, sowie auch perspektivischer Sinn durch keinerlei Sensibilisierung der vorhandenen Wahrnehmungsmodalitäten ersetzbar.

Neben den höheren auditiven und taktilen Wahrnehmungsleistungen scheinen Blinde bei bestimmten Aufgaben ebenso ein effizienteres Gedächtnisvermögen als Sehende zu haben (vgl. Röder & Rösler 2004: 255). Forschungen und Messungen mittels moderner neurobildgebender Verfahren, die die Gedächtnisleistungen blinder und sehender Individuen analysierten, legten dies dar (vgl. ebd.: 253ff.). Die Fähigkeit, sich Wörter, Zahlen, Geräusche, Stimmen, Erscheinungen usw. besser zu merken, die sie aufgrund ihrer Situation sehr oft wahrgenommen haben, sowie auch die detaillierte Wiedergabe dieser aus dem Gedächtnis führen dazu, dass man Blinden höhere Speicherleistungen im Kurz- wie auch im Langzeitgedächtnis zuschreibt. Im Laufe der Auseinandersetzung mit einer für Sehende von Sehenden geschaffenen Welt müssen sich blinde Menschen ständig Dinge, Örtlichkeiten, Klänge und Wege einprägen (siehe Kapitel 4.2.1.1.). Dafür werden Gedächtnisstrategien wie beispielsweise Assoziationen, mnemonische Techniken und andere Denkprozesse eingesetzt (vgl. Röder & Rösler 2004: 254), die die Leistungen bei den zu erfüllenden Aufgaben erleichtern und Verbesserungen von Identifikation, Verarbeitung und Speicherung der Reizdaten hervorrufen.

So kann schlussendlich festgehalten werden, dass das Fehlen des Sehannes eine differenzierte und differenzierende Erlebens- und Vorstellungswelt bewirkt. Bedingt durch die Tatsache, dass die 'Nicht-Sehenden' in einer vornehmlich auf Visualität ausgerichteten Welt bestehen müssen, findet eine 'Anpassung' an die gegenwärtigen Erfordernisse statt, welche durch gezielte Schulung einen kompetenten Umgang mit den gegenständlichen und situativen Sachverhalten ermöglicht. Um die Umwelt zu erkennen, Wissen zu erwerben und selbständiges Agieren zu erreichen, sowie für die alltägliche Verrichtung der verschiedenen Aufgaben des Lebens sind blinde Individuen zunächst auf einen effektiven Einsatz der zur Verfügung stehenden Sinne angewiesen. Da manche Umweltaspekte nicht visuell erfasst werden können, müssen die auditiven, taktilen, gustatorischen und olfaktorischen Sinnesreize besonders aufmerksam wahrgenommen werden, damit aus den jeweiligen Impulsen letztendlich eine den Ansprüchen der Umwelt angemessene Wahrnehmung entstehen kann. Das veränderte Wahrnehmungserlebnis verlangt somit komplexe mentale Reorganisationsprozesse. Von zentraler Bedeutung für diese Umstrukturierungsvorgänge ist die enorme Plastizität des Gehirns. Ferner ermöglicht die Neuroplastizität das Entstehen kompensatorischer (Sinnes)leistungen. Dazu zählen eine gute Auffassungsgabe im mentalen Bereich, ein überlegenes Konzentrationsvermögen, die Fähigkeit, die Aufmerksamkeit bewusst und selbstbestimmt auf das Wesentliche zu lenken, spezielle Techniken, die im Alltag anzuwenden sind, und anderes mehr. Die Sinneskompensation darf dennoch nicht als

organische Folge des fehlenden Sehsinnes betrachtet werden. Sie ist, wie bereits aufgezeigt wurde, das Ergebnis vermehrter Inanspruchnahme der übrigen vorhandenen Wahrnehmungsmöglichkeiten und komplexer langwieriger Lernprozesse. Somit ist auch klar, dass die unreflektierte Behauptung ‘Blinde sind aufgrund des fehlenden visuellen Kanals mit speziellen Wahrnehmungsfähigkeiten ausgestattet’ differenziert zu betrachten ist.

Ein Blick auf die Verarbeitung der Informationen sowie auch auf das unmittelbare Agieren in der situativen Umwelt verdeutlicht allerdings auch, dass jede noch so gelungene Kompensation Grenzen aufweist. Beispielweise lassen sich nicht alle Aspekte des wahrzunehmenden Objekts über die restlichen Wahrnehmungskanäle erfassen (Farben usw.). Da ca. 80 % der Umweltinformationen über den optischen Kanal aufgenommen werden, ist es demnach offensichtlich, dass das Fehlen des Sehsinnes mit den restlichen zwanzig Prozent nicht vollständig kompensiert werden kann. Welches Maß an Kompensation erreicht wird, hängt von unterschiedlichen Faktoren ab, darunter Persönlichkeitseigenschaften, Zeitpunkt der Erblindung, Hilfestellungen, Zeitmanagement und bereits gemachte Erfahrungen.

2.3. Zum Begriff der Kommunikation

Das kommunikative Geschehen ist seit vielen Jahren Gegenstand intensiver Forschung. Trotz eingehender Auseinandersetzung mit dem Phänomen ‘Kommunikation’ konnte bis dato keine Universaldefinition gefunden werden. Kommunikation ist dementsprechend als polysemer Begriff zu verstehen, der sich in einer Vielzahl von theoretischen Modellen widerspiegelt, die das Wesen der Kommunikation aus biologischen, soziologischen, psychologischen, sprachwissenschaftlichen oder anderen Perspektiven beschreiben und analysieren (vgl. Krallmann & Ziemann 2001: 19). Das bedeutet, dass die Formenvielfalt und Vielschichtigkeit des Phänomens ‘Kommunikation’ in den theoretischen und empirischen Arbeiten die Multidisziplinarität dieses Begriffes widerspiegeln. Der Kommunikationswissenschaftler Klaus Merten hatte im Jahr 1977 bereits 160 verschiedene Begriffsbestimmungen zu Kommunikation auflisten und analysieren können – und das allein in soziologierelevanten Zusammenhängen – und verwies darauf, dass der kommunikative Vorgang auch aus technischer und naturwissenschaftlicher Sicht betrachtet werden soll (vgl. Merten 1977: 37ff.).

Im gegenwärtigen Informations- und Kommunikationszeitalter mussten weitere, an die Gesellschaft angepasste terminologische Differenzierungen vorgenommen werden. Mit der Fokussierung auf die fortschreitenden Technologien lässt sich der kommunikative Vorgang nun auch als Mensch-Maschine-Kommunikation, als intersystemische Kommunikation, als

Vernetzung, als digital unterstützter Vorgang der Informationsübermittlung usw. erklären (vgl. Rupprecht 2014: 11ff.). So lieferten die neuen Kommunikationstechnologien weitere Anreize zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Kommunikation.

Kommunikation ereignet sich, wie erwähnt, in unendlich vielen Varianten und wird durch unterschiedliche Charakteristika gekennzeichnet. Trotz unterschiedlicher Definitionen stimmen die meisten KommunikationsforscherInnen darin überein, dass Kommunikation ein ubiquitäres Ereignis darstellt, das der Übermittlung und dem Austausch von Informationen³ zwischen den Kommunizierenden dient. Unter den Kommunizierenden sind Menschen, Maschinen, Tiere und andere subanimalische Lebewesen zu verstehen, die miteinander oder untereinander kommunizieren (vgl. Rupprecht 2014: 8).

Die Kommunikation zwischen Menschen kann in Form eines persönlichen Gespräches, bei dem die KommunikationspartnerInnen physisch anwesend sind, verlaufen, oder technisch vermittelt stattfinden. Man spricht außerdem von zwischenmenschlicher beziehungsweise interpersonaler Kommunikation, wenn die KommunikationspartnerInnen ihr kommunikatives Vorhaben wechselseitig so aufeinander richten, dass am Ende des kommunikativen Geschehens beiderseitiges ‘Verstehen’ erreicht wird (vgl. Krallmann & Ziemann 2001: 23ff.). Anders ausgedrückt geht es beim menschlichen Verstehensprozess vor allem darum, die Intention des Gesagten beziehungsweise des Geschriebenen zu erfassen. Ob und in welchem Maße es zu einem gemeinsamen ‘Verstehen’ gekommen ist, erfährt man durch eine Rückmeldung (vgl. Walthes 2005: 162). Somit lässt sich in diesem Kontext festhalten, dass Wahrnehmungs- bzw. Verstehens- und Wechselwirkungsprozesse als Grundlagen der Kommunikation zu betrachten sind. Sie spielen eine unerlässliche Rolle im Sozialverhalten der Menschen. Sobald man in die Gegenwart anderer Menschen kommt und einander mit allen zur Verfügung stehenden Sinnen wahrnimmt, findet ein wechselseitiger Austausch von Mitteilungen statt, der eine ((un)absichtlich) gegenseitige Einflussnahme bewirkt. Die Tatsache, dass „man nicht nicht kommunizieren kann“ (Watzlawick et al. 2017: 53), stellte schon der berühmte Kommunikationswissenschaftler Paul Watzlawick fest. All das, was jemand tut oder nicht tut, beeinflusst die anderen und regt zu Wechselwirkungsprozessen an (vgl. Ammann 1995: 33).

Handeln oder Nichthandeln, Worte oder Schweigen haben alle Mitteilungscharakter: Sie beeinflussen andere, und diese anderen können ihrerseits nicht nicht auf diese Kommunikation reagieren und kommunizieren damit selbst. (Watzlawick et al. 2017: 53)

³ Man versteht darunter: Auskünfte, Nachrichten, Botschaften, Mitteilungen, Wissen, Meinungen, Gefühle, Wörter, Bilder, Werte usw. (vgl. Rupprecht 2014: 8).

Dieser Grundsatz nach Paul Watzlawick et. al setzt Kommunikation mit sozialem Verhalten⁴ gleich und zwar mit der Begründung, dass man sich „nicht nicht verhalten könne“ (vgl. ebd.: 53). Demnach hat jede Form des zwischenmenschlichen Verhaltens den Charakter einer Mitteilung und ist daher als Kommunikation zu begreifen. Das bedeutet, dass auch wenn jemand nicht vor hat zu kommunizieren und sich dabei wegdreht oder sogar nichts sagt, seine körperliche (Re)aktion eine Mitteilung impliziert, die von seinem Gegenüber interpretiert wird. Es ist daher unmöglich, keine Informationen zu senden. Der Mitteilungscharakter des Vorganges erlaubt es den an der Kommunikation Beteiligten, Erkenntnisse über die Wahrnehmungs- und Erlebnisswelt des Gegenübers zu gewinnen (vgl. Walthes 2005: 161); kann jedoch auch unbeabsichtigte Wirkungen hervorrufen. Die Tatsache, dass man durch Kommunikation eine eigene Vorstellung über die Wahrnehmungen des anderen, über seine/ihre Intentionen und den zu vermittelnden Inhalt gewinnen kann, verweist darauf, wie wichtig der kommunikative Vorgang für die Konstruktion des ‘Wirklichkeitsbildes’ und zugleich auch für das wechselseitige, aufeinander bezogene Agieren ist. Wie Berger & Luckmann (2007) es ausdrücken: Man kennt „die anderen, die soziale und die natürliche Welt“ und sogar sich selber „im Wesentlichen durch kommunikative Vorgänge“ (Berger & Luckmann 2007: 80).

2.3.1. Grundlagen der Kommunikation

Die theoretische Erfassung und empirische Untersuchung des Ablaufs des Kommunikationsprozesses stützen sich, wie erwähnt, je nach disziplinärem Interesse auf unterschiedliche Modelle, die verschiedene Aspekte des Kommunikationsvorgangs hervorheben. Eine Diskussion der verschiedenen Ansätze und Theorien kann und soll in dieser Arbeit nicht geleistet werden.

In dem hier gemeinten Sinn wird die (zwischen-)menschliche Kommunikation als eine Kommunikationsform verstanden, die aus sozial interagierenden KommunikationspartnerInnen (dem/der sogenannten SenderIn und EmpfängerIn), der zu übertragenden Information, den Kommunikationskanälen sowie auch allen symbolischen Zeichen bzw. Codes (z.B. die Sprache), über die Kommunikation stattfindet, besteht (vgl. Krallmann & Ziemann 2001: 24ff.). Die Kommunikationskanäle dienen als Verbindung zwischen den

⁴ Der Begriff ‘Verhalten’ steht für die Gesamtheit aller beobachtbaren, feststellbaren oder messbaren Aktionen und Interaktionen eines Organismus (einschließlich Mensch) mit seinem physikalischen und sozialen Umfeld (vgl. Fröhlich 2012: 498).

KommunikationspartnerInnen. Als Zeichen oder Codes gelten alle sinnlich wahrnehmbaren Signale, denen eine Bedeutung zugeordnet ist.

Für eine gelungene Kommunikation bedarf es bestimmter Voraussetzungen. Sowohl der/die SenderIn als auch der/die EmpfängerIn muss über ein gleiches oder zumindest ähnliches Zeichenverständnis (vgl. Watzlawick et al. 2017: 121) beziehungsweise über gemeinsame Wahrnehmungsdaten verfügen, damit die verschlüsselt übermittelte Botschaft richtig entschlüsselt werden kann. Die Übergabe und die Übertragung von Informationen beruhen somit auf übereinstimmenden Wahrnehmungsmöglichkeiten, Erfahrungswerten und Weltwissen.

Nun ist eine vollständige Übereinstimmung der Realitätskonstruktionen im engeren Sinne jedoch kaum vorhanden. Demzufolge misslingt manchmal die Kommunikation (vgl. Kaiser-Cooke 2007: 88). Basierend auf den unterschiedlichen individuellen, sprachlich und kulturell bedingten realitätsbildenden Denkweisen, Erwartungen und Informationsverarbeitungsprozessen ergeben sich verschiedene Wirklichkeitskonstruktionen, die ein gewisses Potential für Missverständnisse und Kommunikationspannen bergen. An dieser Stelle gilt es hervorzuheben, dass der kommunikative Vorgang, insgesamt betrachtet, sehr stark mit Situations- und Umweltfaktoren, dem sozialen Umfeld und der Persönlichkeitsstruktur verflochten ist. Aus dieser Perspektive heraus sind, wie angeführt, Missverständnisse und Kommunikationsbarrieren nicht auszuschließen. Ein Individuum misst und kategorisiert das Kommunikationsverhalten eines anderen anhand der eigenen Maßstäbe und Wertsysteme, in denen sich sowohl individuelle als auch kulturelle Normen, Regeln und Strategien einer Sprachgemeinschaft widerspiegeln (vgl. Ammann 1995: 39ff.) Das bedeutet, dass Individuen, trotz gemeinsamer Zugehörigkeit zu einem kulturellen Milieu, verschiedenartig kommunizieren, denken, empfinden, agieren und die Wirklichkeit konstruieren. Fehleinschätzungen des beobachtbaren Verhaltens anderer Individuen ohne unmittelbares Abklären der missdeuteten Kommunikationssituation rufen dabei zwangsläufig Kommunikationsprobleme hervor (vgl. Kadrić et al. 2012: 52ff.).

Ein weiterer Grund für das Entstehen von Unstimmigkeiten oder Fehleinschätzungen in der Kommunikationssituation liegt in der fehlenden visuellen Wahrnehmung. So bleiben den Betroffenen im Falle des Ausfalls eines Sinnes, wie beispielweise des Sehsinnes, bestimmte Kommunikationsaspekte verborgen (siehe Kapitel 2.2.). Das Nicht-Erkennen dieser Verständigungsmöglichkeiten bewirkt unter anderem ein inadäquates Kommunikationsverhalten (abgewendete Kopfhaltung usw.), welches das kommunikative Geschehen negativ beeinflussen kann. Da Blinde nicht in der Lage sind, visuelle Signale zu erkennen und

die visuell vermittelten Botschaften zu decodieren, sind sie mehr oder weniger gezwungen, sich an nicht-visuellen Merkmalen (zum Beispiel dem verbal Ausgedrückten) so zu orientieren, dass das gegenseitige Aufeinander-reagieren-Können so reibungslos wie möglich abläuft.

2.3.2. Formen der Kommunikation

Kommunikation kann in mannigfaltiger Weise erfolgen, sei es durch Lautsprache, Schriftsprache, Gebärdensprache, Zeichen, Körpersprache oder Bilder. Die vermutlich bekannteste Klassifikation des kommunikativen Geschehens unterscheidet zwischen verbaler (sprachlicher), nonverbaler (nichtsprachlicher) und paraverbaler Kommunikation.

Verbale Kommunikation setzt jene Äußerungen voraus, die mittels Sprache in den Varianten Laut-, Schrift- und Gebärdensprache erfolgen (vgl. Paschen 1978: 42). Die Sprache stellt ein markantes Verständigungsmittel in der zwischenmenschlichen Kommunikation dar (vgl. Krallmann & Ziemann 2001: 60). Dadurch kann das Vorhaben eines Menschen zum Ausdruck gebracht, Informationen ausgetauscht, eine Verständigung ermöglicht und gleichzeitig eine Beziehung zu den anderen KommunikationspartnerInnen aufgebaut werden (vgl. Kadrić et al. 2012: 34).

Unabhängig davon, ob es sich dabei um gesprochene bzw. geschriebene Wörter, Sätze, Texte, optische Zeichen oder Gebärden handelt, sind diese Zeichen ein wesentlicher Ausdruck der kommunikativen Situationen/Praktiken, die dem Informationsaustausch, der Mitteilung und der Verständigung zwischen den Individuen dienen.

Der Prozess der verbalen Kommunikation unterliegt persönlichen, gesellschaftlichen, kulturellen und situationellen Bedingungen. So lassen sich je nach Zweck, Situation, Gruppen- und Kulturzugehörigkeit, KommunikationspartnerIn usw. unterschiedliche kommunikative Ziele setzen und erfüllen. Kommunikationsmöglichkeiten sind in diesem Fall das unmittelbare Face-to-face-Gespräch, Mitteilungen über Medien wie Fernsehen oder Radio, das Gespräch über das Internet, E-Mail, Chat, Foren, Briefe, Telefon usw. (vgl. Püschel 2014: 33ff.).

Der kommunikative Vorgang wird gewöhnlich neben den verbalen Äußerungen von weiteren nichtverbalen Kommunikationsformen begleitet und ist in gewisser Hinsicht (für die Vervollständigung, Ergänzung usw.) auf diese angewiesen.

Unter nonverbaler Kommunikation (häufig als auch außersprachliche, nicht-linguistische, averbale, nichtverbale Kommunikation bezeichnet) versteht man jene Art der

Verständigung, die nicht auf sprachlicher Ebene stattfindet und sich auf symbolische nicht-verbale Verhaltensweisen bezieht. Die nichtverbalen Verhaltensweisen können unterschiedlichen Verwendungszwecken zugeordnet werden. Sie werden etwa eingesetzt, um soziale Situationen zu steuern, um Gemütsverfassungen und Einstellungen auszudrücken, um wichtige Informationen über Persönlichkeitseigenschaften zu vermitteln, um Machtstrukturen aufrechtzuerhalten und anderes mehr. Die nonverbalen Kommunikationsanteile stehen, wie oben angeführt, mit den verbalen Äußerungen in einem dynamischen Wechselspiel, indem sie je nach jeweiliger Situation die gesprochene Botschaft beziehungsweise Nachricht begleiten, unterstützen, erleichtern, wiederholen, dementieren oder sogar ersetzen können (vgl. Forgas 1994: 126). Nonverbale Kommunikation ist ein maßgeblicher Teil des sozialen Handelns, da sie für alle KommunikationspartnerInnen eine gewisse Bedeutung trägt (vgl. Argyle 1979: 62) und bei den Kommunizierenden bestimmte Reaktionen auslöst. Sie ist somit von den an der Kommunikation Beteiligten abhängig.

Zu den außersprachlichen Ausdrucksformen zählen die Körpersprache – Mimik, Gestik, Blickkontakt, Körperhaltung – sowie auch andere nonverbale Aspekte mit Signalcharakter, die etwas über die eigene Identität aussagen, wie z.B. äußere Attribute (Bekleidung, Haarschnitt usw.). Nonverbale Botschaften werden gewöhnlich auf mehreren Kommunikationskanälen simultan übermittelt und empfangen (vgl. Forgas 1994: 141). Das bedeutet, dass man gleichzeitig optisch, akustisch, taktil oder durch äußere Attribute kommunizieren kann.

Die Körpersprache stellt die älteste und bedeutendste nonverbale Kommunikationsform dar. Bei der dazu gehörenden Mimik geht es um das Zusammenspiel von Muskelbewegungen des Gesichts, das dem Gesicht unterschiedliche Ausdrücke verleiht. Anhand des mimischen Verhaltens kann in Sekundenbruchteilen eine Fülle von Informationen und Eindrücken über den Gemütszustand und die Beziehung zu den KommunikationspartnerInnen gewonnen werden. Da das Gesicht während der Unterhaltung als Fixationspunkt gilt, wird die Mimik von vielen ExpertInnen als die wichtigste Kommunikationsform für die Vermittlung nichtsprachlicher Botschaften eingestuft. Laut Knapp & Hall (1992) wird sie eingesetzt, um Bereitschaft zur Interaktion zu signalisieren, um das Mitgeteilte zu unterstützen, zu verstärken, zu ergänzen, abzuschwächen oder zu ersetzen (vgl. Knapp & Hall 1992: 262ff.). Des Weiteren können anhand des Gesichtsausdrucks Rückschlüsse auf das Alter, das Geschlecht oder die Persönlichkeit einer Person gezogen werden.

Eine weitere Kommunikationsform, die die Möglichkeit des nonverbalen Kommunizierens bietet, ist die Gestik. Diese ist besonders eng mit den verbalen Äußerungen verknüpft (vgl. Argyle 1979: 240). Sie umfasst den Ausdruck der Arme, Hände, Finger, Beine und Füße. In einem Gespräch bewusst eingesetzte oder plötzlich hervorgerufene Gestik dient der Verstärkung beziehungsweise dem Widerspruch, der Verdeutlichung oder Veranschaulichung dessen, was verbal kommuniziert wurde (vgl. ebd.: 244). Die Signale der Gestik zeichnen sich außerdem dadurch aus, dass sie eine Fülle zusätzlicher Informationen liefern, wie z.B. emotionale Intensität, Intimität, Status, Einstellung zu anderen Menschen, Grad der Aufregung des Sprechenden usw. (vgl. ebd.: 246ff.). Darüber hinaus ist die Art und der Einsatz der Gesten kulturellen Konventionen unterworfen (vgl. ebd.: 241). Welche Gesten eingesetzt werden und in welchen Situationen diese gezeigt werden dürfen, hängt generell vom jeweiligen Kommunikationszweck und Kulturkreis ab.

Eine weitere nonverbale Kommunikationsform stellt der Blickkontakt dar, der laut Forgas (1994) eine der häufigsten und wirksamsten nonverbalen Kommunikationsformen ist (vgl. Forgas 1994: 141ff.). Je nach situativem Kontext kann der Blickkontakt verschiedene Funktionen erfüllen (vgl. Mersi 1985: 269). In den zwischenmenschlichen Beziehungen und Begegnungen dient der Blickkontakt dazu, Informationen zu empfangen, Kontakt herzustellen, Distanz oder Nähe zu signalisieren, Sympathie/Antipathie und Gefühle auszudrücken. Weiterhin trägt der Blickkontakt erheblich zur Regulierung der Kommunikationsabläufe (sog. turn-taking) bei. Das bedeutet, dass durch Blickkontakt der mögliche Beginn oder der potenzielle Abbruch eines kommunikativen Aktes signalisiert wird (vgl. Knapp & Hall 1992: 309ff.). Darüber hinaus können durch die Zu- oder Abwendung des Blickes die Art und das Ausmaß der eingehenden visuellen Informationen von den Kommunizierenden selbst reguliert werden. Hierbei ist ebenso anzumerken, dass manche Signale unwillkürlich und emotionsbedingt gesendet werden. Beispielsweise können Pupillenreaktionen Informationen über den seelischen Zustand des Gegenübers vermitteln (vgl. Argyle 1979: 225f).

Bei der Körperhaltung geht es um die Art und Weise einer Person zu liegen, zu stehen oder zu sitzen (vgl. Argyle 1979: 255). Aus der Körperhaltung im Zusammenspiel mit Mimik und Gestik lassen sich Eindrücke über die Einstellungen, die Befindlichkeit bzw. die Gefühlszustände der Kommunizierenden erschließen. Durch die jeweilige Position des Körpers wird Auskunft darüber gegeben, ob jemand traurig, fröhlich, nachdenklich, müde, niedergeschlagen, entschlossen, abwehrend, herrschend, stolz usw. ist (vgl. ebd.: 258ff.). Die Körperhaltung gilt teilweise auch als Anzeichen für Charakter- und Persönlichkeitsmerkmale.

So kann eine gesenkte Kopfhaltung als Zeichen von Schüchternheit verstanden werden (vgl. ebd.: 262ff.). Darüber hinaus beeinflusst die Körperhaltung den Gefühlszustand. Das bedeutet, dass zwischen der Körperhaltung und den Gefühlen eine gegenseitige Beeinflussung existiert.

Äußere Attribute wie Kleidung, Frisur, Schmuck, diverse Gerüche oder Statussymbole werden als eine Art Code begriffen, der nicht nur Einfluss auf die Vorstellungen und Reaktionen von anderen, sondern auch auf die Art und Weise, wie man miteinander kommuniziert, hat. Insofern kann das äußere Erscheinungsbild Hinweise auf die Persönlichkeit, den Status, den Beruf und die Gruppenzugehörigkeit oder die Abgrenzung von einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht geben und entsprechend auch beurteilt werden (vgl. ebd.: 314ff.). Damit sendet die äußere Erscheinung Botschaften und Informationen über das Selbstbild der Kommunizierenden und erzeugt dabei Reaktionen beim Gegenüber.

Neben den inhaltlichen Bestandteilen der Sprache (was wird gesagt) gehören zur Kommunikation auch parasprachliche Ausdrucksformen (wie wird etwas gesagt) (vgl. Forgas 1994: 155). Zu dieser Gruppe zählen kommunikative Einheiten, die, genau genommen, nicht sprachlicher Natur sind, sich aber in lautsprachlichem Ausdruck manifestieren (vgl. Linke et al. 1996: 24). Anders gesagt handelt es sich dabei um akustisch-auditive Äußerungen, die sich in den Stimmeigenschaften und im Sprechausdruck finden und sich durch Merkmale wie Intonation, Sprechrhythmus, Sprechpausen, Akzentuierung, Sprechstimmhöhe, Lautstärke, Sprechgeschwindigkeit, Stimmklang sowie auch Lautfolgen wie Lachen, Flüstern, Murmeln usw. beschreiben lassen (vgl. ebd.: 24).

Diese vom visuellen Kontakt unabhängigen Ausdruckserscheinungen (vgl. Argyle 1972: 110) sind für den kommunikativen Vorgang von besonderer Bedeutung. Manche werden eingesetzt, um das verbal Vorgetragene zu unterstützen oder abzuschwächen, Einstellungen zu kennzeichnen, Akzente zu setzen oder sprachliche Feinheiten hervorzuheben. Das bedeutet, dass die paraverbalen Kommunikationssignale den Verlauf des Kommunikationsvorganges positiv oder negativ beeinflussen können. So lässt sich zum Beispiel Anerkennung oder Missachtung des Gegenübers mit dem Stimmklang ausdrücken beziehungsweise an diesem erkennen.

Andere parasprachliche Merkmale, die nicht die Attribute des Sprechvorganges aufgreifen – wie Stimmhöhe, Akzent oder Lautstärke –, können Informationen über den Charakter, emotionale Zustände sowie auch über die Kulturzugehörigkeit beziehungsweise Gruppenzugehörigkeit einer Person vermitteln (vgl. Argyle 1979: 325). So kann man aus dem Akzent Näheres über die Ethnie, das Bildungsniveau oder den sozialen Status einer Person

erfahren (vgl. Forgas 1994: 158). Des Weiteren gibt es parasprachliche Merkmale, die unabhängige Botschaften übermitteln können (vgl. ebd.: 155). Zu dieser Kategorie gehören Lachen, Weinen, Husten, Räuspern, Seufzen und anderes mehr.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Der Begriff der Kommunikation wurde im Laufe der Zeit aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Sichtweisen betrachtet, die verschiedene Aspekte des Kommunikationsvorganges hervorhoben. Somit entstand eine Vielzahl von Definitionen, die das Phänomen 'Kommunikation' von der Annahme, es sei ein technischer Informationsvermittlungsvorgang, bis zur Auffassung, Kommunikation setze soziale Vorgänge voraus, beschreiben. Die interdisziplinäre, zentrale Rolle, die Kommunikation in der Soziologie, Sprachwissenschaft, Psychologie, Philosophie, Kommunikationswissenschaft usw. innehat, ist dadurch gerechtfertigt, dass sie den Austausch und die Mitteilung von Informationen und das Miteinander-Agieren zwischen den Kommunizierenden (Menschen, Tieren, technischen Systemen, lebenden Organismen) ermöglicht. Kommunikation ist somit ein weitverbreitetes Phänomen, welches überall stattfindet, wo etwas mitgeteilt und/oder ausgetauscht wird (vgl. Watzlawick et al. 2017: 58ff.).

Kommunikation als zwischenmenschlicher Vorgang erfolgt in Abhängigkeit vom jeweiligen Kontext, vom Informationsangebot und von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und ist von psycho-sozialen Faktoren geprägt. Das Grundanliegen jedes/jeder KommunikationsteilnehmerIn ist das erfolgreiche Verstehen und Verstandenwerden. Verstehen und Verstandenwerden bedeuten, dass die übermittelte Botschaft, Mitteilung oder Information so abgefasst werden muss beziehungsweise soll, dass die kommunikative Absicht des/der SenderIn durch den/die EmpfängerIn erkannt wird und es dadurch letztendlich zu einer optimalen Kommunikation zwischen den Kommunizierenden kommt. Dieser Prozess des 'Sich-Verständlichmachens' gelingt nur bei Beachtung bestimmter Aspekte. Hier ist auf die Reaktion des Gegenübers auf das Mitgeteilte zu verweisen, anhand der abgeleitet werden kann, inwieweit das intendierte bzw. nicht-intendierte Mitgeteilte begriffen wurde. Das bedeutet, dass dieses Reagieren auf die Botschaft, Mitteilung oder Information des/der SenderIn einen großen Beitrag zum Erreichen der (gewünschten) Wirkung leistet (vgl. Kaiser-Cooke 2007: 86ff.).

Der Prozess des Sich-Verständigens ist vielfältig und vielschichtig. Dennoch lassen sich beim Analysieren und Definieren der Kommunikationssituationen etliche Grundelemente erkennen, welche die Komponenten des kommunikativen Prozesses beschreiben und klassifizieren. Jede Kommunikationssituation besteht, vereinfacht gesagt, aus einem/einer SenderIn als Quelle, die etwas darlegt, und einem/einer EmpfängerIn als RezipientIn, die

dieses Etwas empfängt und aufnimmt. Abhängig von der Art der Information, Mitteilung oder Botschaft wird ein Kommunikationskanal als Übertragungsmedium zwischen dem/der SenderIn und dem/der EmpfängerIn gewählt; je nach Medium gibt es verschiedene Ausdrucksformen. Das bedeutet, dass das Kommunikationsgeschehen anhand der zur Rezeption beziehungsweise zur Übermittlung genutzten Medien beschrieben und bestimmt werden kann. Durch Wörter, Sprachverhalten, Gesten oder jegliches andere Verhalten können gleichzeitig Botschaften mitgeteilt bzw. empfangen werden. Der Kommunikationsablauf ist daher als einheitliches System zu sehen. Auch Abercrombie (1968) betont dies: „We speak with our vocal organs, but we converse with our entire bodies. Conversation consists of much more than a simple interchange of spoken words.“ (Abercrombie 1968: 55)

Inwiefern die eine oder die andere Form von Kommunikation zum Einsatz kommt, hängt davon ab, welche Informationen, Einstellungen, Ansichten usw. vermittelt werden sollen oder müssen. Fest steht, dass jede Kommunikationsform ihre Funktionen hat. So ist die verbale Kommunikation eher für die Übermittlung von sachlichen und abstrakten Informationen, Botschaften oder Mitteilungen ‘geeignet’ und gibt Handlungsanweisungen. Nonverbale und paralinguale Kommunikation hingegen sind sehr wichtig für die Übermittlung von Affekten, da sie Hinweise auf den Kontext der Informationen geben. Das heißt, dass die nonverbale (z.B. Gesten) beziehungsweise die paralinguale Kommunikation (z.B. Stimme) die semantischen Gehalte (die konventionellen Bedeutungen) der verbalen Kommunikation unterstützen, abschwächen, betonen, verdeutlichen, kommentieren, ergänzen oder ihr sogar widersprechen (beispielweise im Fall von Zynismus), sodass zusätzliche Informationen über die Person des Kommunizierenden zum Vorschein kommen.

3. Kommunikationssituation blinder Personen

Wie bereits an mehreren Stellen der vorliegenden Arbeit erwähnt wurde, vollzieht sich Kommunikation über verschiedene Kanäle und mit Hilfe unterschiedlicher Kommunikationsformen (siehe Kapitel 2.3.). Liegt ein funktionaler Ausfall eines Kanals vor, so hat dies eine Auswirkung auf die Wahrnehmung von Signalen und das Empfangen von Informationen, das (Re)agieren auf das Mitgeteilte und somit auch die Kommunikation im sozialen System.

Dies gilt auch im Falle von Blindheit. Durch die ausbleibende Visualität fehlt blinden Menschen jener Sinn, der beim Kommunikationsprozess eine äußerst wichtige Rolle spielt (siehe Kapitel 2.3.2.). Diesbezüglich weist Heßmer (1985) darauf hin, dass die erste zwischenmenschliche Kontaktaufnahme weitgehend visuell stattfindet und dass der Erfolg von Kommunikation oft in beträchtlichem Maße auf diesem Sinn beruht (vgl. Heßmer 1985: 230f). Fällt der Sehsinn aus, müssen der Kontakt und die Auseinandersetzung mit der Umwelt situationsgemäß mit Hilfe des zur Verfügung stehenden Sensoriums und mit Unterstützung verschiedener kompensatorischer Handlungspraktiken erfolgen (vgl. Röder & Rösler 2004: 243). Der intensive Gebrauch auditiver, taktiler, gustatorischer und olfaktorischer Kommunikationsmöglichkeiten und nicht zuletzt das Zurückgreifen auf sprachliche Zeichen erweisen sich somit als von essentieller Bedeutung für das Gelingen der Kommunikation.

3.1. Formen der Kommunikation

Das gesprochene Wort ist für einen blinden Menschen von sehr großer Bedeutung. Für ihn/sie sind diese Zeichen Mittel zur Kommunikation und zum Erwerb von Informationen über Personen, Objekte und Ereignisse, Mittel zur Vermittlung von Einsichten und Erkenntnissen und sogar Mittel zur Kompensation des ausfallenden sensorischen Kanals (vgl. Rickheit et al. 2003: 730). Schwer zugängliche Informationen über abstrakte, visuell wahrnehmbare Sachverhalte oder nonverbale Kommunikationsformen können durch Versprachlichung zugänglich gemacht werden (vgl. ebd.: 730). Des Weiteren helfen sprachliche Zeichen bei der Verbalisierung von Handlungen und Emotionen (vgl. Scherer 1981: 211) und unterstützen dabei das logische Denken (vgl. Rickheit et al. 2003: 730ff.).

Das gesprochene Wort offenbart neben dem zu vermittelnden Kommunikationsinhalt weitere Informationen, die beim kommunikativen Vorgang Aussagekraft haben. So lässt sich

beispielsweise anhand des Klangs einer Stimme die Körpergröße oder das Geschlecht einer Person bestimmen (vgl. Pfister 2001: 287ff.). Die Kommunikation über phonisch realisierte Äußerungen verläuft im Prinzip einwandfrei. Schwierigkeiten ergeben sich in dem Moment, in dem den akustisch vermittelten Informationen Grenzen gesetzt werden (vgl. Mersi 1985: 269). In einer Umgebung mit hoher Lärmbelastung wie zum Beispiel in Verkehrssituationen, in sehr lauten Arbeitssituationen oder im Falle einer medizinischen Beeinträchtigung des akustischen Kanals sind das Erfassen und Beurteilen von Sprachsignalen schwer oder nicht mehr möglich. Bei Sehenden lassen sich solche Situationen mit Hilfe visueller Unterstützung wie dem Ablesen von den Lippen lösen. Für Blinde ist diese optische Verstehenshilfe nicht erlebbar.

Auch beim Empfangen von von Sehenden geschriebenen Informationen und in der schriftlichen Kommunikation zeichnen sich Schwierigkeiten ab. Der Zugang zu gedruckten beziehungsweise schriftlichen Informationen bleibt dem/der Blinden zunächst vorenthalten und dieser/diese muss sich unterschiedlicher Handhabungen und Mittel bedienen, um das visuell Dargebotene in eine ihm/ihr zugängliche Form zu ändern. Dem entsprechen spezielle Methoden und Ausdrucksmöglichkeiten, die auf das Nichtsehenkönnen abgestimmt sind. Die Auseinandersetzung mit der Schwarzschrift erfolgt somit durch eine Umsetzung dieser ins Tastbare oder Akustische. Dies ermöglicht den Blinden ein selbständiges Agieren 'in der geschriebenen Welt' und eine gewisse Unabhängigkeit bei der Gewinnung von Informationen.

Für die Umsetzung schriftlicher Sprache ins Tastbare bedienen sich Blinde eines angepassten Schriftsystems, der Blindenschrift (vgl. Walthes 2005: 165). Die Blindenschrift dient sowohl dem Schreiben als auch dem Lesen und stellt ein Kommunikationsmittel dar, über das Blinde mit anderen Blinden sowie mit Sehenden korrespondieren können.

Nachteiliger für den kommunikativen Vorgang dürfte die fehlende Möglichkeit sein, einen Großteil nonverbaler Ausdrucks- und Kommunikationssignale wahrzunehmen (vgl. Heßmer 1985: 230f), mit deren Hilfe eigenständige beziehungsweise zusätzliche Informationen über das Mitgeteilte und über den/die SenderIn übermittelt werden. Wichtige nonverbale Gesprächsinhalte, die üblicherweise über den optischen Sinn vermittelt werden und die unterschiedliche Funktionen von der Regulierung der Interaktion bis hin zur Übermittlung von Gefühlen erfüllen, fallen weg und erschweren somit die Kommunikation (siehe Kapitel 2.). Aufgrund dessen, dass nonverbale Signale wie Körpersprache, Körperhaltung und äußere Attribute zunächst nicht erfahrbar sind, ergeben sich sowohl im Ausdruck als auch bei der Interpretation dieser Kommunikationsformen Schwierigkeiten.

Diese müssen durch einen logischen Weg veranschaulicht und verstanden werden. Die Verwendung von Sprache als Substitut für die eingeschränkten sinnlichen Erfahrungen oder die Anlehnung an akustische, olfaktorische, gustatorische sowie taktile Erlebnisse ermöglichen es den Betroffenen, sich adressatInnenbezogen mitzuteilen und auf Eindrücke zu reagieren. Durch präzise und detaillierte reinsprachliche Beschreibungen, parasprachliche Elemente wie Stimmqualität und Tonhöhenverläufe ('ich meine das ernst'), oder taktile Ausdruckweisen (freundliche Berührung) können Erfahrungen konstruiert und Zugangswege gefunden werden (vgl. Mersi 1985: 269).

Wie bereits angeführt, sind die Gesichtsausdrücke und die gestischen Handlungen des/der SenderIn und des/der EmpfängerIn für die zwischenmenschlichen Beziehungen von großer Bedeutung. Hinsichtlich der Kommunikation mit Sehenden müssen Blinde infolge des fehlenden Blickkontakts auf andere Formen der Verständigung wie sprachbasierte Signale (Hüsteln) oder auf den Einsatz körperlicher Zuwendung zurückgreifen, wenn sie ein Gespräch initiieren möchten. Der übliche Blickkontakt zum Gegenüber beziehungsweise die visuellen Zeichen, die eine schnelle und wortlose Verständigung ermöglichen und die soziale Interaktion regeln (vgl. Heßmer 1985: 230), kommen somit nicht zum Tragen. Infolgedessen können Kommunikationsregeln in der Kommunikation mit Sehenden verletzt werden. Das führt dazu, dass sich Blinde in einer Gesprächssituation 'unpassend' verhalten und beispielsweise das Wort ergreifen, obwohl der/die sehende GesprächspartnerIn nonverbal signalisiert hat, die Sprecherrolle weiter behalten zu wollen. Das Wegdrehen des Kopfes oder sogar des Rückens während des Gespräches kann ebenso Missverständnisse und Unsicherheiten bei sehenden KommunikationspartnerInnen hervorrufen. Weitere Gefährdungspunkte bestehen, wenn für das Beurteilen der kommunikativen Situation oder für die Gewinnung von Vorstellungen Informationen benötigt werden, die durch Körperkontakt erfasst werden müssen, dies aber aufgrund gesellschaftlicher Normen und Regeln nicht immer akzeptabel ist. Blinde können sich unsicher fühlen, wenn sie den Eindruck bekommen, dass das eigene Handeln andere Reaktionen als die (von ihnen) erwünschten erzielt (vgl. ebd.: 217).

Abgesehen davon, dass nonverbale Signale visuell nicht wahrnehmbar sind, müssen Blinde lernen, wie sie solche für die Kommunikation mit Sehenden wichtigen Verhaltensweisen einsetzen. Das heißt, dass sie sich über die eigene nonverbale Kommunikation bewusst sein sollten und sich Gesten, Mimik und einer Körperhaltung bedienen sollten, die von den sehenden Mitmenschen nicht als verwirrend oder irritierend empfunden werden. Das

kann zu einem Rückgang des Einsatzes der ‘auffallenden’ motorischen Äußerungen wie Blindismen führen.

Weitere kommunikative Signale, die in der zwischenmenschlichen Verständigung Relevanz besitzen, können auf olfaktorischem Weg über Düfte, Gerüche und Parfüms wahrgenommen werden. Voraussetzung dafür ist eine gewisse körperliche Nähe zwischen den Kommunizierenden. Ebenso wie die anderen Sinneseindrücke lassen olfaktorische Ausdrücke wichtige Rückschlüsse auf die gegebene Situation zu. So kann zum Beispiel mit Hilfe eines Duftes das Geschlecht, die Identität und sogar die Lage des Gegenübers im Raum (wieder-)erkannt werden. In diesem Sinne unterstützt der Geruchssinn die Identifikation und Lokalisierung eines Individuums. Des Weiteren ermöglicht er, die ‘Informationsquelle’ beurteilend beziehungsweise klassifizierend wahrzunehmen. Aufbauend auf den olfaktorischen Indizien können das Gespräch und andere Kommunikationssituationen gesteuert beziehungsweise gemeistert werden.

Kommunikation über den Geschmackssinn hat eher eine marginale Bedeutung in der zwischenmenschlichen Verständigung. Der Geschmackssinn ist in Situationen von Bedeutung, in denen man es mit Essen oder Trinken zu tun hat. Die gustatorischen Wahrnehmungen haben die Aufgabe, die Eigenschaften der Geschmackssphäre so zu unterscheiden und zu prüfen, dass die Aufnahme potentieller Nahrungsstoffe optimal erfolgt (vgl. Hummel & Welge-Lüssen 2008: 33ff.). Auf diese Weise ermöglichen gustatorische Wahrnehmungen, das Ungenießbare oder Verdorbene vom vertrauten guten Geschmack zu differenzieren. Jedoch sind diese gustatorischen Eindrücke ohne Berücksichtigung der gleichzeitigen olfaktorischen, haptischen, optischen und auditiven Wahrnehmungsprozesse begrenzt nachvollziehbar (vgl. Müller 2014: 124). Ein gustatorisches Erlebnis ist somit eine komplexe Sinneserfahrung, die aus einem Mix sensorischer Informationen besteht.

Erschwerend für den kommunikativen Vorgang ist ebenso die Tatsache, dass oft nonverbale Botschaften den verbalen widersprechen. Diese widersprüchlichen Situationen sind, ohne zusätzliche verbale Aufklärung durch Sehende, für Blinde nicht erkennbar und interpretierbar.

Das Erfassen von paraverbalen Signalen findet über den akustisch-auditiven Wahrnehmungskanal statt. Solange keine Einschränkung dieses Kanals besteht, lassen sich aus den parasprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten wie Tonlage, Atemrhythmus usw. problemlos Informationen, Mitteilungen und Botschaften ableiten. So können anhand der Stimme und der damit verbundenen Sprechmerkmale des Gegenübers Aussagen über

seinen/ihren momentanen seelischen Zustand oder seine/ihre Gruppenzugehörigkeit getroffen werden (siehe Kapitel 2.3.2.).

Festzuhalten ist, dass das Fehlen des Gesichtssinns in unserer visuell-geprägten Gesellschaft einen gewichtigen Einfluss auf den Verlauf des kommunikativen und interaktiven Geschehens ausübt. Aufgrund dessen, dass Blinde visuelle Kommunikationsformen nicht erfassen können beziehungsweise ‘inadäquat’ einsetzen, wird das Kommunikationsgeschehen von auditiven, taktilen, olfaktorischen und gustatorischen Anregungen bestimmt. Die Möglichkeit zu kommunizieren baut somit auf einer intensiven Nutzung der vorhandenen Sinne auf und erfordert den Einsatz kreativer Lösungen, kompensatorischer Leistungen und speziell entwickelter Hilfsmittel.

3.2. Kommunikationshilfen

Wie bereits angeführt, verläuft die Verständigung im Falle von Blindheit nicht immer einwandfrei. Um sich in kommunikativen Situationen einbringen oder das Kommunikationsgeschehen erleichtern zu können, bedienen sich Blinde neben vielen anderen kommunikativen Komponenten – wie beispielsweise verbalen Rückmeldungen – gerne auch spezieller Hilfsmittel, die die vorhandenen Sinne ansprechen. Durch die Entwicklung und Anwendung speziell zugeschnittener Hilfsmittel gelingt es Blinden, aktiv am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Dies setzt selbstverständlich eine gezielte, bewusste und wenn notwendig frühzeitige Auseinandersetzung und Förderung voraus.

3.2.1. Exkurs: Die Blindenschrift (Punktschrift) als Pendant zur Schwarzschrift der Sehenden

Durch die Erfindung der Blindenschrift im 19. Jahrhundert durch den damals sechzehnjährigen Franzosen Louis Braille hat sich für Blinde eine neue Welt der Kommunikation eröffnet. Dieses Kodierungssystem, das Walther (2005: 165) zufolge die größte Revolution in der Entwicklung des Blindenwesens darstellte und auch gegenwärtig noch als das wichtigste Medium für Informationsgewinnung, Bildung, Kommunikation (vgl. Brugger 2002: 154) und berufliche Qualifikation gilt, ermöglicht es den Betroffenen, aktive TeilnehmerInnen einer kommunikativen Gesellschaft zu sein. Schriftliche Texte werden lesbar und damit ist die Blindenschrift für Blinde unverzichtbar.

Die Blindenschrift setzt sich in der Grundform aus sechs tastbaren Punktzeichen in zwei senkrecht parallelen Reihen zusammen. Durch eine bestimmte definierte Punktfolge entstehen 64 Anordnungen und Kombinationen (vgl. Rath & Hudelmayer 1985: 127). Je nachdem, welche dieser Punkte auf welche Weise miteinander kombiniert werden, ergeben sich Buchstaben, Satzzeichen, Zahlen oder sogar andere Schriftsysteme wie Musiknoten oder Strickmuster, die taktil, mit der Fingerkuppe, von links nach rechts zu lesen sind (vgl. Walthes 2005 165). Bei der Blindenschrift unterscheidet man zwischen Grund-, Voll- und Kurzschrift. In der Grundschrift wird jeder Buchstabe, jedes Zeichen einzeln dargestellt. Zu der Vollschrift gehören zusätzliche Zeichen, die der Bildung bestimmter Buchstabengruppen dienen. Die Kurzschrift ist Ausdruck gekürzter Lautgruppen beziehungsweise Schriftzeichensysteme (vgl. Rath & Hudelmayer 1985: 128f), die den Text auf ca. 60% der Originalgröße verkürzen.

Die Umsetzung der Schriftlichkeit ins Tastbare beziehungsweise Akustische erfolgt mit technischer Unterstützung und wird in den nächsten Abschnitten behandelt.

3.2.2. Taktile Hilfsmittel

Louis Braille entwickelte neben der Punktschrift auch einen Apparat zur Erstellung dieser Schrift, der aus einer Tafel besteht. Auf einer derartigen Tafel sind vertiefte Löcher, die der Braille'schen Punktschrift entsprechen, eingestanz; ein aufklappbarer Rahmen, der als Halterung dient, vervollständigt den Apparat. Die beiden Teile sind an einer Kante der Tafel miteinander verbunden. Geschrieben wird seitenverkehrt von rechts nach links (vgl. Rath & Hudelmayer 1985: 130), indem man ein Blatt Papier zwischen die beiden Teile legt und mit einem Stanzgriffel durch die vorgestanzten Löcher die Braillepunkte in das Blatt drückt. Um das Geschriebene lesen zu können, muss das Blatt Papier herausgenommen und umgedreht werden, damit die entstandenen Mulden taktil abgetastet werden können.

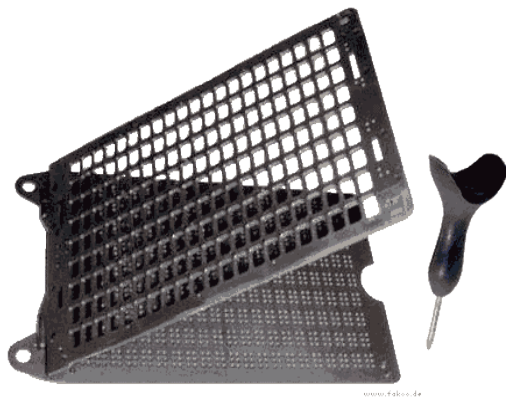


Abbildung 1: Aufgeklappte Brailletafel mit Stanzgriffel (2014)

Ein weiteres Kommunikationsgerät ist die Punktschriftmaschine (vgl. Walthes 2005: 165), auch Blindenschreibmaschine oder Braille-Schreibmaschine genannt. Dabei handelt es sich um ein Gerät, mit dem ebenso Brailletexte ins Papier gestanzt werden. Im Gegensatz zu der Schreibtafel bringt diese Maschine einen enormen Schnelligkeitsvorteil. Die Schreibweise erfolgt von unten nach oben durch gleichzeitiges Drücken einer Tastenkombination. Somit kann das Geschriebene, durch Tasten, sofort gelesen werden, und das sogar ohne das Blatt aus der Maschine ausspannen zu müssen (vgl. Küppers 1985: 480).



Abbildung 2: Punktschriftmaschine (2014)

Ein weiteres taktilen Kommunikationsgerät ist das Optacon (Optical to Tactical Converter). Mit der Entwicklung des Optacons Anfang der siebziger Jahre wurde eine Lösung gefunden, das auf dem Papier in Schwarzschrift Gedruckte unmittelbar zu lesen ohne die Notwendigkeit der Umkodierung des zu lesenden Texts in ein anderes Schriftsystem beziehungsweise in die Blindenschrift (vgl. ebd.: 476). Das Optacon besteht aus einem kleinen Metallgehäuse, in dem die Elektronik untergebracht ist, und einer kleinen Handkamera, die über den zu lesenden Text (bedrucktes Papier, Computerbildschirm) geführt wird. Gelesen wird mit Hilfe des Zeigefingers, der auf ein kleines stationäres Tastfeld mit vibrierenden Miniaturstiften gelegt wird (vgl. Buder et al. 1997: 734). Da das Lesen mittels Optacon sehr zeitaufwändig war, wurde die Produktion dieses Gerätes Mitte der 1990er Jahre eingestellt.

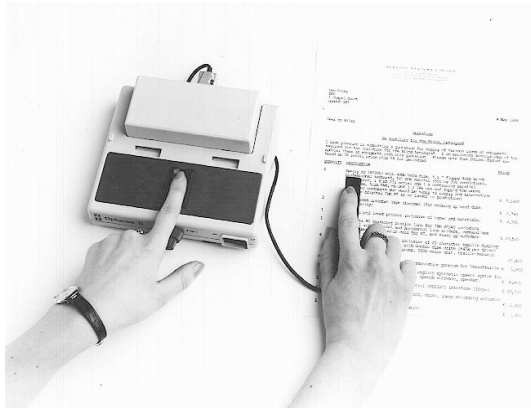


Abbildung 3: Optacon (2014)

3.2.3. Akustisch-auditive Hilfsmittel

Neben den haptischen Kommunikationshilfen gibt es auch Hilfsmittel, die Blinde beim kommunikativen Vorgang akustisch-auditiv unterstützen. Dazu gehören Ausgabegeräte, die (zusätzlich) spezielle (Blindenschrift-)Tasten und maßgeschneiderte Software enthalten können, wie z.B. Telefon-, Radio-, Fernsehgeräte und anderes mehr.

Telefonieren, sei es über das herkömmliche Telefon, über ein Mobiltelefon oder über eine Telefonzelle, ermöglicht zwischenmenschlichen Austausch trotz örtlicher Distanz und physischer Abwesenheit und wechselseitigen stimmlich-sprachlichen Kontakt mit dem ‘Gegenüber’ in Echtzeit (ohne wahrnehmbare Verzögerung). Aufgrund der Tatsache, dass bei einer Konversation per Telefon nur der akustisch-auditive Sinn angesprochen wird, entfallen beim telefonischen Verständigungsprozess nonverbale beziehungsweise körperbedingte Ausdrucksmöglichkeiten. Mit dem Wegfall der Wahrnehmung der Körpersprache und der visuellen Eindrücke definiert sich die Telefonkommunikation über die sprachliche Rückmeldung und besonders über die Stimmeigenschaft (Lautstärke, Sprechrhythmus, Tonhöhe) der KommunikationspartnerInnen (vgl. Meibauer et al. 2002: 96ff.). Das bedeutet, dass die notwendigen Schlüsse, wie in der jeweiligen kommunikativen Situation zu (re)agieren ist, aus dem akustischen Kommunikationsinhalt gezogen werden müssen.

Des Weiteren unterstützt das Telefonieren durch die schnelle akustische Kommunikationsaufnahme auch über eine größere Distanz hinweg die Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen und emotionaler Nähe. Aufgrund der Tatsache, dass die telefonische Kommunikation die ortsunabhängige Erreichbarkeit von Personen ermöglicht, können persönliche und formale Beziehungen weiter gepflegt und gefördert werden.

Durch die fortschreitenden technologischen Entwicklungen haben sich kommunikative Situationen und Informations(austausch)prozesse sowohl für Sehende als auch für Blinde

erheblich verändert. Neue Entwicklungen schafften neue Nutzungs- und Informationszugriffsmöglichkeiten und gleichzeitig auch neue Herausforderungen in der Suche, Umgestaltung und Erweiterung des kommunikativen Angebots. So hat sich das Mobiltelefon (Handy, Smartphone) im Gegensatz zu den klassischen Telefongeräten zunehmend zum unverzichtbaren Begleiter im beruflichen und privaten Alltag gewandelt. Mit einem entsprechenden Betriebssystem ausgestattet, dient das Mobiltelefon mittlerweile nicht nur dem Telefonieren, sondern auch der Erfüllung unterschiedlicher (Alltags-)Aufgaben. Blinde haben somit die Möglichkeit, eigenständig sowie raum- und zeitunabhängig zu kommunizieren und sich gleichberechtigt zu informieren. Voraussetzung dafür ist allerdings die erfolgreiche Handhabung der an die Bedürfnisse der blinden AnwenderInnen angepassten Geräte. Mit einer Kombination aus fühlbaren Bedientasten und speziell entwickelten Programmen wie beispielsweise einer Sprachsteuerung lässt sich das Mobiltelefon benutzerfreundlich bedienen. Mittels derartiger blindenspezifischer Software kann der Bildschirminhalt akustisch wiedergegeben, die Navigation durch das Telefonmenü erleichtert und somit die Interaktion mit dem Telefon deutlich verbessert werden. Anwendungen wie Routen berechnen, Websuche starten, Sprachnotizen anlegen und Informationen über die unmittelbare Umgebung abrufen, sind durch die akustische Steuerung des Mobiltelefons besonders leicht zu handhaben. Diese blindenfreundliche Software ermöglicht dem/der AnwenderIn sogar einen problemlosen Kino-/Theater-/Opernbesuch. So lassen sich beispielsweise durch vorher heruntergeladene akustische Bildbeschreibungen zentrale visuelle Inhalte in Worte fassen, welche zusammen mit den akustischen Elementen das Verstehen der Handlung des Filmes/Theaters oder der Oper für die blinden ZuhörerInnen erleichtern (vgl. Benecke 2014: 5ff.).

Der Vollständigkeit halber sollen an dieser Stelle weitere allgegenwärtige akustisch-technologische Hilfen vorgestellt werden, die einen Beitrag zur Kommunikation leisten. Es handelt sich hierbei um das Radio, den Fernseher, Tonbänder, Hörbücher usw. Diese Kommunikationsträger, die eine Informations-, Unterhaltungs- und Bildungsfunktion erfüllen, bieten ihrem Publikum die Möglichkeit, ohne direkten zwischenmenschlichen Austausch Orte, Klänge, Lebensgefühle, Erfahrungen, Denkweisen usw. kennenzulernen.

Das Radio trägt wie das Telefon zur Überbrückung großer Distanzen bei und führt dazu, dass die körperlose Stimme den zugeschalteten HörerInnen trotz der 'Entfernung' eine gewisse Nähe vermittelt. Man denke hierbei z.B. an Radiosender, die unabhängig vom Aufenthaltsort, sogar in anderen Ländern, empfangen werden und somit die Kultur und

Informationen aus dem jeweiligen Land näherbringen können. Voraussetzung hierfür ist eine funktionierende technische Ausstattung (vgl. Beck 2006: 13).

Für blinde RezipientInnen eröffnet das Radio die Möglichkeit, in den Genuss oben aufgezählter Vorteile zu kommen, die sie aufgrund der fehlenden Visualität nicht hätten nutzen können. Außerdem ist das Mitgeteilte im Radio durch die besondere akustisch-‘bildhafte’ Übertragung und Darstellung von Ereignissen erlebbar. Aufgrund der Tatsache, dass Blinde gewohnt sind, in die Ton- und Klangwelt einzutauchen und sich dabei von der akustischen Darstellung leiten lassen, erweist sich das Radiohören als sehr hilfreich bei der Entdeckung einer Wirklichkeit, die von Tonhöhen, Rhythmen, Geräuschen usw. bestimmt ist.

Das klassische Fernsehen ermöglicht es den RezipientInnen/ZuschauerInnen, auditive und visuelle Informationen, Mitteilungen und Botschaften zu empfangen. ZuschauerInnen rezipieren die Fernsehangebote unter dem Einfluss eigener Erwartungen, Vorstellungen, Wünsche, Bedürfnisse und basierend auf Kommunikations(vor)erfahrungen, setzen sich mit dem kommunikativen Angebot auseinander und schließen ihre Kommunikation an dieses an (vgl. Charlton & Klemm 1998: 709f).

Das Fernsehen wird auch von blinden Menschen in Anspruch genommen und zwar in einem größeren Umfang, als dies Sehende eventuell vermuten würden. Obwohl blinde ZuschauerInnen beim Fernsehen keine visuellen Bilder wahrnehmen können, erweist sich die Fernsehübertragung durch die auditiv dargebotenen Mitteilungen als unerlässlich für die Informations- und Wissensbeschaffung und dadurch auch für die anschließende Alltagskommunikation (vgl. Barker 2002: 375).

Auf der Suche nach Informationen, Gesprächsstoff, Entspannung oder aus unterschiedlichsten anderen Motiven bedient sich der/die blinde FernsehnutzerIn der Angebote des Fernsehprogramms. Sendungen, die einen hohen Wortanteil aufweisen, wie Nachrichten, Interviews, Dokumentationen usw., können von blinden Personen sehr gut mitverfolgt und nachvollzogen werden. Bei Sendungen, bei denen visuelle Ereignisse im Mittelpunkt stehen, wie Spielfilme oder Serien, gehen die visuellen Informationen ohne kompensatorische akustischen Verstehenshilfen verloren. Mit Unterstützung sprachlicher Hilfen können Blinde über das Gehör ‘sehen’, was auf dem Bildschirm gerade läuft. Durch akustische Beschreibungen der rein visuellen Filmsequenzen wie Landschaften, Handlungsräume, Gestik, Mimik usw. wird aus einem Spielfilm ein blindengerechter Hörfilm gemacht (vgl. Fix 2005: 33). Diese Bild- und Handlungsbeschreibungen, bekannt in der Literatur als Audiodeskription, werden von einem Expertenteam mit einschlägiger Ausbildung und entsprechender Berufspraxis in den Dialogpausen eingefügt (vgl. Dorsch & Benecke 2004: 12). Das bedeutet, dass

Dialoge, wichtige Geräusche und Musiksequenzen soweit wie möglich unangetastet bleiben sollen. Sehr wichtig bei der Teamzusammensetzung ist das Einbeziehen einer blinden Person (vgl. Fix 2005: 36), denn nur mit ihrer Hilfe kann erkannt werden, an welchen Stellen spezielle Bildbeschreibungen einzubringen sind. Auf diese Art kann ein blindengerechter Zugang zum Fernseherlebnis gewährleistet werden. Die bildbeschreibenden Texte müssen in kurze präzise Worte gefasst werden und möglichst informativ und ausdrucksvoll sein, damit der Film kohärent auf die blinden RezipientInnen wirken kann (vgl. Kluckhohn 2005: 49). Die Audiodeskription ist nicht nur auf das Fernsehprogramm anwendbar, sondern findet auch bei Kinofilmen, Theaterstücken und Opernaufführungen Anwendung (vgl. Fix 2005: 35). Auch DVDs und Videos, die mit Audiodeskription versehen sind, erweisen sich als besonders unterhaltsam für blinde ZuschauerInnen. Audiodeskription bietet blinden AnwenderInnen Möglichkeiten sozialer und kultureller Teilhabe.

Durch technologische Innovationen entstand ebenso die Möglichkeit für blinde Personen, Fernsehgeräte selbstständig und selbstbestimmend zu bedienen. Blindenspezifische Software ermöglicht es blinden FernsehnutzerInnen, sämtliche Menüs abzurufen, Sender umzuschalten und zu suchen, Teletext abzuhören usw., ohne dass ein/e sehende/r Mit-ZuschauerIn dabei Hilfe leisten muss.

Für Literaturinteressierte gibt es die Möglichkeit, sich neben dem Angebot von Büchern, Zeitschriften, Zeitungen und Texten in Blindenschrift ebenso Hördokumenten zu bedienen. Mittels blindengerechten Tondokumenten (Hörzeitungen, -zeitschriften und -büchern), die im DAISY-Format⁵ angeboten werden, können Blinde effizient und effektiv von diesen Medien Gebrauch zu machen. Technisch gesehen bietet das DAISY-Format die Möglichkeit, nach Belieben im Inhalt des Textdokumentes wie in einem gedruckten Buch zu blättern (vgl. Maritzen & Kamps 2013: 199). Der/Die AnwenderIn kann gezielt Sätze, Seiten, Kapitel, Abschnitte überspringen oder anhören, Lesezeichen setzen oder sogar Sprachnotizen hinzufügen (vgl. ebd.: 199f). Beim Hören von DAISY-Dokumenten kann sowohl die Lautstärke als auch die Tonhöhe und die Sprechgeschwindigkeit individuell an die Bedürfnisse des/der NutzerIn angepasst werden. Die Bedienung von DAISY-Geräten erfolgt durch taktil erkennbare Tasten und mittels Sprachausgabe. DAISY-Dokumente umfassen Lesungen mit einer Dauer von bis zu 40 Stunden. Diese lassen sich entweder am Computer oder über spezielle Player wiedergeben.

Nach dem Konsumieren der akustisch dargebotenen Inhalte kann der/die blinde AnwenderIn anschließend auch an der Kommunikation teilhaben. Durch Gespräche mit

⁵ Digital Accessible Information System Formate (Ton+Text), das sich von speziellen Geräten abspielen lässt.

FreundInnen, Familie oder Bekannten erfolgt eine thematische Auseinandersetzung mit den rezipierten Inhalten. Das bedeutet, dass dieser Vorgang für Blinde einen kommunikativen Raum schafft, in dem Impressionen, Meinungen und Denkanstöße hervorgerufen, ausgetauscht und bewertet werden. Die Kommunikation im Anschluss dient also der Validierung des eigenen Standpunktes bezüglich des Themas sowie der Bildung von Einstellungen und Sinn (vgl. Sommer 2010: 16).

Insgesamt kann gesagt werden, dass die oben erörterten akustisch-auditiven Kommunikationshilfen eine passende Unterstützung und Ergänzung zu den anderen Kommunikationsformen darstellen. Durch die Nutzung akustisch-auditiver Ausgabegeräte entstehen alternative Möglichkeiten einer aktiven Beteiligung an kommunikativen Vorgängen.

3.3. Computer

Zwischenmenschliche Kommunikation bedient sich, wie oben dargelegt, verschiedener Möglichkeiten. Waren es früher Personen, die Botschaften mündlich und/oder schriftlich ausrichteten, wurden diese im Zuge der Technisierung des Alltags durch Kommunikationstechnologien beziehungsweise durch technisch-elektronische Mittel ergänzt.

Die jüngste Vergangenheit brachte auch eine rasante Entwicklung der Computertechnologie mit sich. Demzufolge entwickelte sich der Computer zu einem 'natürlichen' Bestandteil der modernen Gesellschaft. Er gehört zum Alltag – privat, beruflich und im öffentlichen Leben. Seine mannigfaltige Einsetzbarkeit in den unterschiedlichsten menschlichen Handlungs- und Kommunikationssituationen schafft wichtige Grundvoraussetzungen wie den Zugang zu Informationsquellen aus verschiedenen Bereichen und die schnelle Teilhabe an modernen Arbeits- und Kommunikationsprozessen (vgl. Walther 2005: 164).

Für Blinde bietet der Computer viele neue Möglichkeiten, Einschränkungen beim Informieren und Kommunizieren, die sich aufgrund der fehlenden Visualität ergeben, zu mildern oder sogar zu überbrücken. Durch den Computer, in Kombination mit speziell für Blinde entwickelten Hardware- und Softwarelösungen, erhalten diese Zugriff auf das geschriebene Wort und können dadurch mit Sehenden schriftlich kommunizieren.

Die Arbeit mit dem Computer konzentriert sich bei blinden Menschen auf die haptische und auditive Wahrnehmung. Das bedeutet, dass eine gut differenzierte Haptik und eine entsprechend trainierte auditive Wahrnehmungsfähigkeit von grundlegender Bedeutung dafür sind (siehe Kapitel 2.2.). Eine weitere Voraussetzung für eine optimale und effiziente

Nutzung des Rechners ist die Beherrschung notwendiger Techniken und Fertigkeiten im Umgang mit dem Computer. Hinzu kommt ebenso, wie oben erwähnt, die Unterstützung der AnwenderInnen durch computerbasierte Technologien. Darunter sind Hilfsmittel zu verstehen, welche visuelle Reize umwandeln und somit den Zugang zum Computer erleichtern oder überhaupt zulassen. Diese Hilfsmittel, die in ihrer Bedienung und Ausstattung an blindenspezifische Besonderheiten angepasst wurden, lassen sich in folgende Kategorien einteilen.

3.3.1. Eingabegeräte

Das wesentlichste Eingabegerät, das blinde Menschen ohne besondere Anpassung benutzen, ist die Schwarzschriftastatur. Voraussetzung hierfür ist die Beherrschung des 10-Finger-Tastschreibens (vgl. Walthes 2005: 36).

Zusätzlich dazu gibt es vollwertige Alternativtastaturen, wie z.B. die Blindenschrift-/Braille-Tastaturen, welche die Standardtastaturen ersetzen können und die Eingabe von Blindenschrift ermöglichen (vgl. Born 2009: 99). Im Vergleich zu den herkömmlichen Computertastaturen haben die Blindenschriftastaturen eine andere Tastenanordnung und eine geringere Tastenanzahl. Eine Braille-Tastatur besteht aus Braille-, Cursor-, Daumen-/Hilfs- und Spezialtasten. Durch das Drücken der Cursor- oder Hilfstasten in Verbindung mit verschiedenen Tastenkombinationen können alle notwendigen Zahlen, Klein- und Großbuchstaben, Satzzeichen, Klammern usw., die ebenso auf einer herkömmlichen Computertastatur zu finden sind, eingegeben werden. Braille-Tastaturen werden am Computer via USB, Bluetooth oder Wireless LAN angeschlossen. Ihre Anwendung stellt für die Betroffenen eine enorme Unterstützung beim Kommunikationsprozess dar, denn mit den ergonomisch angeordneten Tasten wird ein leichtes und effizientes Schreiben erzielt (vgl. Buder 1997: 733).



Abbildung 4: Brailleschrift-Tastatur (2014)

Für den unmittelbaren Zugang zu Schwarzschriftdokumenten kann auch ein Scanner eingesetzt werden. In Verbindung mit dem inkludierten Text- oder Zeichenerkennungssystem (Optical Character Recognition Software) werden die gewünschten Dokumente nach dem optischen Einlesen digitalisiert und gespeichert. Anschließend wird das Dokument in ein für Blinde geeignetes Format umgewandelt und zur Verfügung gestellt (vgl. Köhlmann 2016: 32).



Abbildung 5: Portabler Scanner mit Optical Character Recognition Software (2014)

3.3.2. Ausgabegeräte

Für die Ausgabe von Texten ist die Braille-Zeile von großem Nutzen (vgl. Born 2009: 101). Die Braille-Zeile wird an eine Schnittstelle des Computers angeschlossen, um die Informationen auf dem Bildschirm für blinde PC-AnwenderInnen in Blindenschrift abzubilden. Sie ist dünn und flach aufgebaut und besteht aus verschiedenen Funktionstasten wie Lesetasten, Punktschriftzeilen und Cursor-Routingtasten (vgl. Bresser 2002: 38). Gelesen wird dabei mit den Fingerkuppen und zwar Zeile für Zeile in horizontaler und vertikaler Richtung (vgl.

Buder et al. 1997: 734). Der erfasste Bildschirmausschnitt umfasst lediglich textuelle Informationen. Das bedeutet, dass für das Erkunden des gesamten Bildschirms oder für das Erfassen von grafischen Elementen oder Tabellen zusätzliche unterstützende Hilfsmittel wie beispielsweise Screenreader oder Sprachausgabe benötigt werden (vgl. Köhlmann 2016: 16).



Abbildung 6: Braille-Zeile mit 40 Zeichen (2014)

Der Screenreader ist eine Steuerungs- und Verbindungssoftware zwischen Bildschirminhalt und Endgerät. Seine Aufgabe besteht darin, Bildelemente wie Menüs, Word-Fenster, Desktopsymbole, Bezeichnungen von Bedienelementen, Internetseiten usw. selektiv auszulesen und die gewonnenen Informationen so gut wie möglich in einer für Blinde zugänglichen Form bereitzustellen (vgl. Maritzen & Kamps 2013: 187). Das heißt, dass nach der Analyse und Erfassung der Daten die Weiterleitung dieser Informationen an die notwendigen Ausgabeeinheiten erfolgt. Der Screenreader gibt den Bildschirminhalt linear wieder. Das bedeutet, dass das Lesen des Bildschirmdokumentes Zeile für Zeile erfolgt. Mit Hilfe erweiterter Befehlssätze und spezieller Funktionen besteht ebenso die Möglichkeit, den Bildschirminhalt gezielt zu durchsuchen (vgl. Köhlmann 2016: 18) und somit schneller zu den gewünschten Informationen zu gelangen. Auf diese Weise können die für den blinden Nutzer wichtigsten Links angesteuert, Überschriften und Absatzmarken erkannt und sogar Formularfelder ausgefüllt werden (vgl. Krüger 2007: 23f).

Für das Zugänglichmachen von Informationen kommt neben dem Screenreader und der Braille-Zeile auch ein Sprachausgabesystem zum Einsatz, das auf Basis einer synthetisch generierten Stimme ein selbstständiges, schnelles und effizientes Arbeiten am Computer ermöglicht (vgl. Buder et al. 1997: 735). Dieses System setzt den Bildschirmtext in Töne um. Die Sprachausgabe erfolgt per Lautsprecher oder über Kopfhörer und eignet sich besonders für das Lesen und Erfassen großer Textmengen. Die Codierung von Bildschirminformationen in Töne kann eine wertvolle Hilfe bei der Navigation auf dem Bildschirm sein. Durch sie erfahren blinde ComputernutzerInnen beispielsweise, ob ein Bildschirmsymbol angewählt

oder welcher Befehl (Text) zu dem bestimmten Zeitpunkt eingetippt wurde. Besonders ist bei der Sprachausgabe ebenso die vielfältige Konfigurierbarkeit der Sprechstimme an die individuellen Bedürfnisse. Das hat zur Folge, dass Funktionen wie die Regelung der Vorlesegeschwindigkeit, Lautstärke, Tonlage und Satzmelodie variabel angepasst werden können und ein müheloses Verstehen des vorgelesenen Bildschirminhaltes erreicht wird.

Ein weiteres Ausgabegerät ist der Braille-Drucker (vgl. Walthes 2005: 165), der die Braille-Schrift auf einem speziellen Papier lesbar bzw. fühlbar macht. Braille-Drucker stellen eingestanzte Punktkombinationen auf Papier her, dessen Eigenschaften (z.B. stärkeres, robusteres Papier als das herkömmliche Papier) für eine besondere Griffigkeit beim Ertasten und eine lange Lebensdauer des Ausdruckes sorgen (vgl. Krüger 2007: 36). Würde man das herkömmliche Papier verwenden, wäre das Schriftstück bereits nach kurzer Zeit nicht mehr fühlbar. Brailleschrift-Ausdrucke sind vielseitig einsetzbar, sowohl für Schule, Ausbildung und Beruf als auch für die Freizeit-/Alltagsgestaltung oder sogar zum Beschriften unterschiedlicher Gegenstände.



Abbildung 7: Braille-Drucker (2014)

Weitere wichtige Hilfsmittel sind (Bildschirm-)Lesegeräte (vgl. Born 2009: 91ff.). Diese Lesehilfen dienen dazu, unabhängig von den haptischen Fähigkeiten den Bildschirm oder andere gedruckte Texte wie Briefe, Bücher usw. mittels einer Videokamera zu erfassen. Zu den Vorteilen, die diese Lesegeräte mit sich bringen, sind die Archivierung von Texten oder die Erkennung von Spalten im Quer- und Hochformat zu zählen (vgl. ebd.: 91ff.). Die meisten (Bildschirm-)Lesegeräte können auch mobil angewendet werden, sodass diese sowohl im Berufsleben (wie als Fernrohr, z.B. zur Tafelansicht in einer Vorlesung) als auch im Alltagsleben (z.B. auf Reisen) eingesetzt werden.



Abbildung 8: Bildschirmlesegerät (2014)

3.4. Internet

Das Navigieren im Internet, von der Informationsbeschaffung und Wissensaufbereitung über die Erledigung unterschiedlichster alltäglicher, schulischer oder beruflicher Aktivitäten (z.B. Online-Shopping und -Banking) bis hin zum Gespräch in einem sozialen Netzwerk, bietet dem/der BenutzerIn eine integrative gesellschaftliche Möglichkeit (vgl. Köhlmann 2016: 2). Das Internet transportiert durch seine Anwendungen und Angebote Wissen, Einstellungen und Werte. Des Weiteren trägt es zur Konstruktion der Wirklichkeit und zur Bewältigung des eigenen Identitätsfindungsprozesses bei.

Für Blinde bedeutet das Internet eine große Entlastung, denn sie können aufgrund der Vielgestaltigkeit und Flexibilität dieses Mediums unabhängig und eigenständig handeln (vgl. Walthes 2005: 164). Obwohl das Internet größtenteils visuell ausgerichtet ist, wird es von Blinden in großem Ausmaß genutzt. Dennoch ist der Zugang zu dieser multifunktionalen Kommunikationsplattform und zum sozialen Geschehen nicht uneingeschränkt möglich, da das Internetangebot nicht wie anfangs vorwiegend in Form eines Textes konzipiert, sondern graphisch strukturiert und mit Bildern gestaltet ist. Damit blinde NutzerInnen im Internet selbstbestimmt, effizient und ohne fremde menschliche Hilfe (also autark) navigieren können, benötigen sie neben den oben beschriebenen Hilfsmitteln weitere adaptive Lösungen, die einen barrierefreien Zugang und Nutzbarkeit von Internetangeboten gewährleisten (vgl. Born 2009: 311). Dafür muss zunächst eine benutzerfreundliche, d.h. eine von allen (mit/ohne Beeinträchtigung) wahrnehmbare und bedienbare Gestaltung der Internetanwendungen vorgenommen werden. Dies geschieht, indem WebentwicklerInnen und -autorInnen auf eine gleichberechtigte Programmierung der Internetseiten achten (vgl. ebd.: 166), indem sie die Inhalte, die nicht aus Text bestehen (Bilder, Graphiken oder Buttons), mit beschreibenden oder erläuternden Texten versehen und eine übersichtliche Strukturierung der Seiteninhalte

vornehmen (vgl. Bresser 2002: 57). Hierbei ist anzumerken, dass nicht alle Bildelemente beschrieben werden müssen, sondern nur diejenigen, die die Funktionalität der Internetseite unterstützen und dadurch auch für das Verständnis der Inhalte notwendig sind. Wichtige Objekte können ebenso durch gesonderte Audio-Elemente (vgl. Dahm 2006: 190) gekennzeichnet werden. Hingegen sollten Bildelemente wie Bilder, Grafiken usw., die als Hintergrunddekoration dienen, keine alternativen Textinformationen erhalten, da sie die NutzerInnen unter Umständen mehr verwirren als ihnen helfen. Eine Internetseite muss, wie erwähnt, nicht nur inhaltlich, sondern auch strukturell gut durchdacht beziehungsweise gestaltet sein. Eine klare Strukturierung der Seiteninhalte mittels sinnvoller Überschriften oder Titel erlaubt es blinden NutzerInnen nachzuvollziehen, wo sie sich im Augenblick befinden und wie sie weiter navigieren können oder müssen. Die hierarchische Auszeichnung der Inhalte erhöht ebenfalls die Lesbarkeit und Verständlichkeit der Internetseite (vgl. Bresser 2002: 57).

Schwierigkeiten hinsichtlich einer effektiven Internetnutzung können auch aufgrund der persönlichen Situation (Art und Ausprägung der körperlichen Beeinträchtigung, Wissen, Alter, Erfahrungen, Befindlichkeit usw.) und situativer Bedingungen (veraltete Technik, unzureichende Hilfsmittel usw.) entstehen (vgl. Born 2009: 309). Ist der/die blinde NutzerIn zum Beispiel unkonzentriert, wird die Informationsaufnahme höchstwahrscheinlich nicht zur Gänze gelingen und er/sie wird die Internetseite mangelhaft bedienen. Besonders problematisch kann auch eine Inkompatibilität zwischen dem Betriebssystem und den eingesetzten technischen Hilfsmitteln sein (vgl. Andree 2006: 14). Um möglichen Fehldarstellungen entgegenzuwirken, empfiehlt es sich, auf eine adäquate Ausstattung des Computers zu achten.

Die Digitalisierung und die Entwicklung des Internets haben eine ganze Reihe an neuen Kommunikationsmöglichkeiten entstehen lassen (vgl. ebd.: 44). Durch die Verbindung eines technischen Gerätes mit dem Internet gelingt es blinden Kommunizierenden, schnell, selbstständig und unabhängig von Zeit und Raum mit anderen KommunikationspartnerInnen zusammenzukommen und sich auszutauschen. Aufgrund dessen können bereits bestehende Kontakte auch über weite Distanzen aufrecht erhalten oder neue Bekanntschaften und Freundschaften geknüpft werden, die wahrscheinlich wegen der örtlichen Entfernung nicht zustande gekommen oder auseinandergegangen wären (vgl. Kleinschmidt & Meißner 2013: 8). Neben dem Informationsaustausch, der Kommunikation und der Beziehungsherstellung und -pflege bietet das Internet dem genannten Kreis von NutzerInnen auch die Möglichkeit, etwas eigenaktiv und/oder in Gemeinschaft zu schaffen. NutzerInnen werden dadurch von

einfachen BetrachterInnen zu aktiven, textproduzierenden und gestaltenden AnwenderInnen (vgl. Beck 2006: 39).

Bei der internetbasierten Kommunikation sind sowohl zeitversetzte (wie etwa bei E-Mails und Newsgroups) als auch quasi zeitgleiche Kommunikationsszenarien (beispielsweise Chat, Video-Konferenzen usw.) möglich (vgl. Püschel 2014: 35). Gemäß diesen Zeitdimensionen sind folgende Austauschmöglichkeiten zu differenzieren:

Eine der ältesten und grundlegendsten Kommunikationsformen im Internet ist das E-Mail (elektronische Post, elektronischer Brief). Die E-Mail-Kommunikation zeichnet sich durch die rasche Übermittlungsgeschwindigkeit der Nachrichten aus, die im günstigsten Falle schon unmittelbar nach dem Absenden im Postfach des/der EmpfängerIn ankommt, vorausgesetzt die Technik verursacht keine Verzögerungen.

Für Blinde wirkt sich die E-Mail-Kommunikation positiv auf die Lebensqualität aus und bringt eine Erweiterung des kommunikativen Angebots. E-Mails ermöglichen den Betroffenen einen hohen Grad an Unabhängigkeit und Flexibilität in der interpersonalen Kommunikation. In Verbindung mit besonderen technischen Zusatzgeräten bekommen Blinde die Chance, eigeninitiativ und eigenständig am Kommunikationsprozess teilzunehmen und diesen mitzugestalten. Das Verschicken von Anfragen, das Ausmachen von Verabredungen mit FreundInnen, Bekannten oder Unbekannten usw. sind dank der E-Mail-Kommunikation leicht zu bewerkstelligen. Auch die Beschaffung und der Austausch von Informationen können dadurch schneller, effizienter und leichter gehandhabt werden.

Eine ausschlaggebende Eigenschaft von E-Mails, die für Blinde von großem Vorteil ist, ist die Übertragung von hand- oder maschinengeschriebenen Nachrichten in einen Text auf dem Monitor (vgl. Moran & Hawisher 1998: 93). Handgeschriebene Texte oder gedruckte Quellen sind für Blinde nur unter bestimmten Bedingungen rezipierbar (siehe Kapitel 3.3.). Dadurch, dass E-Mails am Computer empfangen, gelesen, geschrieben und gesendet werden, entfallen Schwierigkeiten, die sich zum Beispiel aufgrund der Unlesbarkeit der Handschrift oder aufgrund fehlender technischer Unterstützung bei der Wiedergabe des in Schwarzschrift gedruckten Textes ergeben können (vgl. Andree 2006: 18). So lässt sich die Nachricht beim Schreiben oder nach dem Empfang direkt durch die integrierte Erfassungseinheit des Computers wiedergeben oder mit Hilfe eines Vorlesegerätes ausgeben. Hinsichtlich der Texteingabe können NutzerInnen die Antwort über die normale Tastatur eintippen und diese via E-Mail-Programm an die EmpfängerInnen schicken.

Eine weitere Form der zeitversetzten Kommunikation im Internet sind Newsgroups. Diese stellen Diskussionsgruppen dar (vgl. Beck 2006: 102), innerhalb derer TeilnehmerInnen

eines ausgewählten Publikums zusammentreffen, um sich über verschiedenste Themen und Trends auszutauschen, Fragen zu stellen und zu beantworten oder eine Lösung für bestimmte Probleme zu finden. Ob Gesundheit, Alltag, Bildung usw., es gibt im Prinzip keine Themengebiete, zu denen es keine Newsgroups gibt (vgl. Kestler 1998: 53). Die Newsgroup-Informationen, auch als Postings, News oder Posts bekannt, stehen allen Internet-NutzerInnen öffentlich zur Verfügung und sind chronologisch und nach Themen geordnet und hierarchisch strukturiert (vgl. Beck 2006: 103).

Für Blinde stellen diese Diskussionsforen eine gute Möglichkeit dar, gezielt Einsichten, Lebenserfahrungen oder Informationen auszutauschen und unter Umständen Hilfe und Rat zu beziehen (vgl. Born 2009: 422). Via Newsgroups können Fachkundige oder ernsthaft Interessierte auf einem bestimmten Fachgebiet angesprochen werden, die man vielleicht ohne das betreffende Forum nicht kennenlernen könnte. Die Kommunikation via Newsgroup verläuft jedoch für Blinde nicht immer einwandfrei. Denn neben den Diskussionsplattformen, in denen die einzelnen Beiträge chronologisch aufgelistet und dadurch mit Hilfe entsprechender Hilfsmittel leichter nachvollziehbar sind, gibt es auch, wie angesprochen, jene Foren, in denen der Diskussionsverlauf eine hierarchische Baumstruktur aufweist. Aufgrund dieser Darstellung ist das Finden relevanter Beiträge und die Verfolgung aktueller Inhalte erschwert, da man bei jedem Seitenaufruf den Initialbeitrag, das sogenannte Original Posting (OP) suchen muss, um zu erfahren, wer wo (auf das OP oder auf die bereits vorhandenen Antwortbeiträge) Stellung genommen hat. Außerdem generiert jedes neue Posting, das nicht an einen bereits vorhandenen Beitrag anknüpft, ein neues Diskussionsthema. Blinde müssen sich somit Zeile für Zeile durch eine Fülle von Nachrichten arbeiten, bis sie zur relevanten Nachricht kommen.

Ein weiteres Internetangebot, das eine quasi-zeitgleiche Kommunikation erlaubt, ist das Chatten. Beim textbasierten Chatten handelt es sich um kurze schriftliche Diskussionsereignisse zwischen zwei oder mehreren KommunikationspartnerInnen, die sich trotz räumlicher Trennung nahezu in Echtzeit austauschen können (vgl. Beck 2006: 133). Im Gegensatz zur Face-to-Face Kommunikation werden Chat-Beiträge nicht während des Produzierens, sondern erst nach ihrem Entstehen rezipiert. Ein weiteres Merkmal des Chattens ist, dass diese Kommunikationsform über geographische Distanzen hinweg (vgl. Püschel 2014: 40) und ohne Sichtkontakt stattfindet. Die räumliche Nähe ist dabei so weit zurückgegangen, dass jegliche physisch-interpersonelle Auseinandersetzung mit dem Gegenüber wegfällt.

Die Chat-Kommunikation stellt für blinde Menschen eine ergänzende Möglichkeit dar, um mit anderen KommunikationspartnerInnen in Interaktion zu treten (vgl. Born 2009: 415f). Chatrooms werden von den Betroffenen gerne für rascheren oder tiefsinnigen Informationsaustausch, für Pflege von Beziehungen oder für andere soziale Aktivitäten genutzt.

Durch die steuerbare Anonymität und die textbasierten Selbstbeschreibungen bleiben mannigfaltige Identitätszüge der GesprächspartnerInnen, die bei alltäglichen Face-to-Face-Gesprächssituationen sofort wahrnehmbar sind, wie beispielsweise physisches Aussehen, Stimme, Körpersprache und sogar das 'Nichtsehenkönnen', einstweilen ausgeblendet. Chatrooms sind somit ein idealer Ort, um dem Wunsch nach intensiven persönlichen Interaktionen nachzugehen und die Angst vor sozialem Kontakt zu reduzieren. Da der persönliche Lebenshintergrund beziehungsweise das äußere Erscheinungsbild dem Gegenüber vorenthalten bleibt, bis der/die blinde Chat-NutzerIn derartige Details aus eigener Initiative verbal preisgibt, bleibt die Angst vor sozialen Zuschreibungen, die vielleicht eine stigmatisierende Wirkung auf die Betroffenen haben, relativ gering (vgl. Kutscher 2011: 1305). Durch die fehlende visuelle Identifizierbarkeit können die Interagierenden sich auch viel mehr auf sich selbst und auf das, was sie den Anderen mitteilen möchten, konzentrieren. Dies kann zu einer ungezwungeneren Kommunikationssituation führen. Diese Besonderheiten der Chat-Kommunikation könnten für manche Blinde hilfreich bei ihrer Studienorganisation sein, berufliche Vernetzung erleichtern und die Job-Suche begünstigen.

Aufgrund dessen, dass Gespräche beim Chatten hauptsächlich mittels textbasierter Sprachzeichen stattfinden, sind Informationen für blinde Chat-TeilnehmerInnen mit Unterstützung durch ihre Hilfstechnologie leicht zugänglich und nachvollziehbar. Das bedeutet, dass der rein schriftbasierten Kommunikation dank moderner Screenreader-Technologien keine Hindernisse im Weg stehen (siehe Kapitel 3.3.). Schwierigkeiten treten auf, wenn die verwendeten Hard- und Softwarehilfen die Kommunikationsinhalte nicht auslesen und sinnvoll übertragen können. Das betrifft die Wiedergabe graphischer Darstellungen, welche ohne eine sachliche textbasierte Bildbeschreibung weder in Sprache umgewandelt noch auf einer Braille-Zeile ausgegeben werden können (vgl. Born 2009: 419).

Eine Ergänzung zu den bisherigen textbasierten Kommunikationsformen stellt die mündliche Audio-Video-Kommunikation dar, die bei entsprechend qualitativ hochwertiger Internetverbindung neben Textkommunikation, Daten-Übertragung auch Audio- und Videoübertragungen unter annähernd Echtzeitbedingungen ermöglichen. In der Fachliteratur ist diese Kommunikationsform als Internet-Telefonie (kurz: VoIP, Voice over IP) bekannt (vgl. Riemer et al. 2005: 93). Unterstützt durch spezielle Zugangssoftware und -hardware

können NutzerInnen über Landesgrenzen hinweg kostengünstig akustisch und visuell miteinander kommunizieren (vgl. ebd.: 92).

Audiotelefonate via Internet, mit oder ohne Videoübertragung, haben für blinde NutzerInnen einen erheblichen Wert für ihre soziale Teilhabe, da solche Kommunikationstechnologien zur Erweiterung ihres Interaktionsradius und zur Pflege von Interessengemeinschaften und Freundschaften beitragen können (vgl. Kleinschmidt & Meißner 2013: 8). Unabhängig von ihrem Wohnort oder ihren persönlichen Einschränkungen können sich Verwandte, Freunde oder Bekannte 'live' im Internet treffen, um sich über Themen ihres Interesses auszutauschen, Probleme und Sorgen anzusprechen, um Rat zu bitten, und anderes mehr. Die leichte Erreichbarkeit und die Kostenvorteile bei Fern- und Auslandsgesprächen (vgl. Riemer et al. 2005: 93) zählen auch zu den Gründen, warum die audio-visuelle Telefonie zu einem wesentlichen Bestandteil kommunikativer Alltagsaktivitäten bei Blinden geworden ist.

Die Tatsache, dass man bei dieser Kommunikationsform sein Gegenüber hört, führt dazu, dass metakommunikative Botschaften trotz fehlenden visuellen Informationen identifiziert werden können (siehe Kapitel 2.2.). Dies bringt einen enormen Zugewinn für die internetbasierte Kommunikation, denn durch die gegenseitige Hörbarkeit (anhand des Tonfalls, der Wortwahl, der Pausen) ergibt sich die Möglichkeit, wichtige Rückschlüsse sowohl auf den/die KommunikationspartnerIn als auch auf die Gesprächslage zu ziehen.

Audio-Videotelefonate lassen sich ebenso zur Unterstützung in scheinbar belanglosen Alltagssituationen einsetzen. So können Blinde sehende Bekannte/FreundInnen/Familienmitglieder anrufen, um beispielsweise nach der genaueren Beschreibung des Hotelzimmers oder dem Verfallsdatum auf der Käsepackung zu fragen. Die Helfenden können dank des Live-Bildes Hilfe leisten, indem sie dem/der AnruferIn das, was sie über die Kamera sehen, beschreiben. Die direkte akustisch-optische Übertragung mit jeweils wechselnden Sprecherrollen und sequentiell aufeinander Bezug nehmenden Äußerungen helfen den Betroffenen, zu den gewünschten Informationen zu gelangen und wie in dem oben dargestellten Beispiel Hindernisse innerhalb kürzester Zeit zu überwinden. Zu den Voraussetzungen für ein gelungenes Telefonat gehören auch passende audio-physikalische und soziale Gegebenheiten: Hintergrundgeräusche oder mangelnde Netzabdeckung würden das Gespräch erheblich beeinflussen oder beeinträchtigen.

Abschließend kann festgehalten werden, dass das Internet mit den oben genannten Kommunikationsformen eine gewichtige Funktion in den aktuellen kommunikativen Lebensformen und Alltagswelten von Blinden und Sehenden einnimmt. Durch E-Mails, News-

groups, Chats und/oder Internet-Telefonie gelingt es dem 'Online-Menschen von heute', soziale Beziehungen ohne zeitliche und geographische Einschränkungen und unabhängig von Zugehörigkeit, Aussehen, Wohnort usw. aufrecht zu erhalten und zu organisieren, sich aktiv zu informieren und auszutauschen und Arbeitsabläufe flexibler zu koordinieren (vgl. Püschel 2014: 11).

Die Vorteile und Auswirkungen der internetbasierten Kommunikationsformen geben dem blinden Nutzerkreis die Möglichkeit, am sozialen Leben teilzunehmen und alltäglichen Aktivitäten nachzugehen. Mit Unterstützung vertrauter und individuell angepasster Hilfsmittel (siehe Kapitel 3.2. und Kapitel 3.3.) schaffen sich die Betroffenen selbständig Zugang zu Informationen, Kommunikation und Unterhaltung. Briefe zu lesen und zu schreiben, Beiträge in einem Forum zu suchen sowie mit FreundInnen, Bekannten und Familienmitgliedern zu chatten gehören heutzutage zu den Alltagstätigkeiten, die ohne fremde Hilfe abgewickelt werden können. Durch die Digitalisierung der Inhalte sind Blinde nicht mehr auf die Hilfeleistung ihrer sehenden Mitmenschen angewiesen. Einem Blinden zu helfen bedeutet, ihm/ihr Auskünfte zu liefern, die er/sie selbst nicht einholen kann, wie beispielsweise Informationen in Handschrift. Dieser Zugewinn an Selbständigkeit und Unabhängigkeit führt auch zu einer Erweiterung der eigenen Handlungsmöglichkeiten, die sonst nicht gegeben wäre. Des Weiteren ist dies mit einem nicht sehr großen Arbeitsaufwand verbunden, vorausgesetzt man verfügt über das notwendige technische Wissen und über entsprechende mediale Kommunikationskompetenzen.

Die fehlenden optischen Stimuli sind in manchen Situationen des kommunikativen Vorganges überhaupt nicht störend. Aufgrund der Tatsache, dass der soziale bzw. soziodemografische Hintergrund des/der Blinden dem Gegenüber verborgen bleibt, bis die KommunikationspartnerInnen selbst entscheiden, ob sie diese Informationen preisgeben oder nicht, entsteht eine vorurteilsfreie Kommunikation, welche eine verstärkte Offenheit und Egalität gegenüber Blinden entstehen lässt. Somit werden Hemmschwellen abgebaut und gute Partizipationsmöglichkeiten für Blinde geschaffen. Diese steuerbare Anonymisierung gestattet ebenso die Bildung eines auf Vertrauen aufbauenden Raumes, in dem sich Gleichgesinnte treffen, um über Verschiedenes zu sprechen.

4. Ausbildungsweg blinder Personen

4.1. Grundlagen

Der Bildungsweg Blinder ist in der heutigen Zeit trotz der vorteilbringenden technologischen Mittel immer noch ein dornenreicher Weg, auf dem sich Blinde besonderer angepasster Maßnahmen und Methoden bedienen müssen.

Der Bildungsweg reicht von mannigfaltigen integrativen Angeboten mit individueller Förderung in allgemeinen Schulen über blindenspezifische Konzepte in sonderpädagogischen Einrichtungen bis hin zu Berufsschulen, Rehabilitationseinrichtungen, Fachhochschulen und Universitäten. Die individuelle Laufbahn kann aus diesen Möglichkeiten ausgewählt werden, wodurch ein ganz persönliches Werdegang-Muster geschaffen wird. Wichtig ist dabei, dass diese Möglichkeiten zur Unterstützung der eigenen Fähigkeiten und Bedürfnisse beitragen, mit dem Endziel, die Betroffenen auf eine selbständige und selbstbestimmte Teilhabe am sozialen und gesellschaftlichen Leben in einer visuell geprägten Welt vorzubereiten. Durch eine optimale Förderung und individualisierte Unterrichtsmodi können diese lernen, die eigenen Sinne bestmöglich zu verwenden und sich kognitiv zu entfalten (vgl. Andree 2006:9).

Schon in der Grundschule/Volksschule müssen blinde SchülerInnen (Geburtsblinde oder Früherblindete) die Brailleschrift (Voll- und Kurzschrift) erlernen, und zwar unabhängig davon, ob sie eine Regel-, Sonder- oder Integrationsschule besuchen (siehe Interview 1). Wie bereits im Kapitel 3.2.1. erläutert, können sie mit Hilfe dieser Schrift lesen, schreiben, rechnen, Musik nach Notenschrift spielen sowie mathematische oder chemische Formeln beschreiben. Des Weiteren wird hierbei der Umgang mit taktilen Abbildungen und Materialien sowie auch die Handhabung anderer Lernmittel, wie taktile Rechenkästen oder Taschenrechner mit Sprachausgabe, erlernt und trainiert. Je nach Alter und Schulklasse kommen zusätzliche Förderungsmaßnahmen hinzu, die auch fachspezifisches Wissen vermitteln. Weitere Voraussetzungen für möglichst optimales schulisches Lernen sind bedarfsgerecht zugeschnittene technische Hilfsmittel mit der dazu notwendigen Soft- und Hardware (siehe Kapitel 3.), engagierte und gut ausgebildete Lehrkräfte, entschlossene und hilfsbereite Eltern beziehungsweise Familienmitglieder und vor allem ein enormer Kampfgeist und eine starke Willenskraft. Im Vergleich zu sehenden SchülerInnen haben Blinde aufgrund der zu erlernenden blindenspezifischen Techniken und der etwaigen Aufbereitung und Anpassung der Lerninhalte einen aufwändigen Parcours zu bewerkstelligen. Ebenso wichtig sind persönliche Kompetenzen wie Neugierde, Strebsamkeit, Eigenständig-

keit, Kreativität usw. Dabei findet das Lernen der SchülerInnen auf unterschiedlichen Ebenen statt: einerseits im Schulalltag, bestimmt durch den Lehrplan, die Lehrenden, die MitschülerInnen und institutionelle Voraussetzungen, andererseits außerhalb der Bildungsanstalt – durch Erfahrungen in unterschiedlichen Lebenskontexten.

Nach erfolgreichem Abschluss der jeweiligen Pflichtschule steht den Blinden, genau wie ihren sehenden MitschülerInnen, die Möglichkeit offen, weiterführende Berufsschulen oder Gymnasien zu besuchen – je nach persönlicher Begabung, Motivation, Interesse oder (finanziellen) Möglichkeiten. Berufsschulen bereiten blinde Jugendliche auf eine zukünftige berufliche Tätigkeit vor. Nach Abschluss einer höheren Schule können die AbsolventInnen den Weg einer Fachhochschule oder Universitätsausbildung einschlagen.

Der Zugang zu höherer und universitärer Bildung ist für blinde Menschen immer noch mit Hürden verbunden (vgl. Köhlmann 2016: 79). Darum muss der Weg zum Studium von Anfang an gut überlegt und geplant werden. Die vielen Broschüren der Universitäten, Fachhochschulen und Studierendenorganisationen, die den MaturantInnen zur Verfügung gestellt werden, sind für blinde Menschen oft wenig hilfreich. Daher müssen die Betroffenen auf anderem Weg an die gewünschten Informationen gelangen und zwar via Internet oder über Freunde, Familienangehörige, StudienberaterInnen, Interessenvertretungen oder spezifische behördliche Einrichtungen.

Zu Beginn des Studiums sind wichtige Voraussetzungen zu erfüllen, und zwar die Auswahl der Studienrichtung, verbunden mit einer möglichst blindenfreundlichen Hochschule, die Suche nach einer passenden Wohnung, die Teilnahme an Lehrveranstaltungen und die Sicherstellung eines gewissen Maßes an Orientierung und Mobilität. Ziel ist dabei die selbstbestimmte Bewältigung des Alltags an der Universität.

Nachdem die Wahl der Studienrichtung getroffen wurde, folgt wie erwähnt die Auswahl der Hochschule. Da der Wohnort in den seltensten Fällen mit dem Studienort identisch ist (vgl. Andree 2006: 14), müssen Blinde zahlreiche Aspekte bedenken, die für ein möglichst hürdenfreies Studium entscheidend sind. Unter anderem ist in dieser Phase bereits an den konkreten Aufbau des Studiums zu denken (vgl. Wroblewski 2012: 67). Dazu müssen die bereits vorhandenen Erfahrungen der Hochschule mit dieser Studiengruppe und nicht zuletzt die Orientierung und Mobilität in Betracht gezogen werden. Wie entscheidend eine schwere Sehbeeinträchtigung für die Auswahl einer Studienrichtung ist, lässt sich auch an folgendem Zitat darstellen: „Das tut mir bis heute noch weh und das erste, was ich tun würde, wenn ich sehen könnte, wäre wahrscheinlich uminskribieren auf Medizin“ (Wroblewski 2012: 67).

Hat man die geeignete Hochschule gefunden, folgt die Suche nach einer Wohnung, erstrebenswerter Weise für die gesamte Studienzeit. In den meisten Fällen wird eine Wohngemeinschaft bevorzugt, unabhängig davon, ob es sich dabei um ein StudentInnenwohnheim oder eine Privatwohnung handelt. Dies lässt sich aber nicht immer miteinander vereinbaren. Viele Sehende, die sich mit dem Thema Blindheit nie auseinandergesetzt haben, schrecken vor dem Gedanken zurück, mit einer blinden Person zusammen zu leben. Begründet wird diese Ansicht dadurch, dass eine gewisse Angst vor der gemeinsamen Verrichtung des täglichen Lebens wie Einkaufen, Kochen, Putzen usw. besteht, oder dass man aufgrund der blindenspezifischen Einschränkungen eine Art Betreuungsrolle übernehmen muss.

Der Wechsel des Wohnorts bedeutet für blinde Personen laut Andree (2006: 14) eine besondere Herausforderung, die mit intensiver Arbeit verbunden ist und laut Wroblewski (2012: 96) einen hohen Grad an Selbständigkeit abverlangt. Neue Hürden müssen überwunden und neue Wege anhand bestimmter Merkmale kennengelernt werden, damit man sich gezielt, sicher und ohne Hilfe sehender Personen fortbewegen kann. Klee (1998) betont hierbei, dass eine Orientierungs- und Mobilitätsschulung unverzichtbar ist, da Neuankömmlinge nach der Erstbegehung einer Umgebung den Weg von A nach B nicht selbständig finden können. Orientierung bedeutet in diesem Sinne die Fähigkeit, zu wissen, wo man sich befindet, wo man hingehen will und wie man dorthin kommt. Mobilität bedeutet die Fähigkeit, sich sicher und ohne fremde Hilfe fortbewegen zu können (vgl. Klee 1998 zit. n. Walthes 2005: 156).

Zu den bewährten Mobilitätshilfen gehören Walthes (2005: 156ff.) zufolge der weiße Langstock, der Blindenführhund, taktile Landkarten sowie zahlreiche elektronische Geräte. Mit Hilfe des weißen Langstocks, der als Verlängerung der Reichweite des Armes gilt, kann aufgrund des Aufschlageräusches oder der übertragenen Vibrationen die Beschaffenheit des Bodens bestimmt und die Echoortung unterstützt werden (vgl. Mürner 2013: 86). Der Blindenführhund hilft seinem/seiner HalterIn, Hindernissen zu entgehen und sich in einer vertrauten oder auch fremden Umgebung gefahrlos zu bewegen. Elektronische Hindernismelder wie Sonic Pathfinder oder der Ultra-Body-Guard haben die Aufgabe, den Oberkörperbereich zu schützen, und geben aus weiterer Entfernung Hinweise über das Gelände (siehe FOKUS 2016). Mittels tastbarer Karten kann die unbekannte Umgebung im Vorfeld oder vor Ort erkundet werden. Auch mobile Kommunikationsgeräte wie Smartphones oder Tablets können via Internet und mit unterschiedlichen Softwarelösungen durch die (fremde) Umgebung lotsen (siehe Interview 1).

Eine weitere Hürde in der Studienorganisation ist nach Angaben von Wroblewski (2012: 82) die Literaturbeschaffung. Dank der digitalen Datenverarbeitung können blinde Studierende durch den Einsatz computerunterstützter Informations- und Kommunikationshilfen und wenn notwendig mit zusätzlicher persönlicher Assistenz die Schwierigkeiten des Studiums sehr gut bewältigen. Der Computer mitsamt Hard- und Softwarehilfen schafft wichtige Grundvoraussetzungen, wie etwa den Zugang zu Wissensquellen und die schnelle und problemlose Kommunikation mit Lehrenden und anderen Studierenden (vgl. Walthes 2005: 164).

Eine sorgfältige Vorbereitung für Lehrveranstaltungen schließt die frühzeitige Beschaffung von Lernunterlagen und Fachliteratur mit ein. Damit blinde Studierende von der notwendigen Literatur für Seminare, Vorlesungen und Übungen Gebrauch machen können, muss diese in einer blindengerechten Form aufbereitet sein. Das heißt, dass der Lernstoff in digitale Form und/oder in Blindenschrift umgewandelt werden sollte (vgl. Wroblewski 2012: 80, Andree 2006: 18). Dementsprechend brauchen die Betroffenen eine längere Vorbereitungszeit für eine Lehrstunde als sehende Studierende (vgl. Kellett Bidoli 2003: 194). Auch die Nachbereitung ist zeitaufwändiger. Daher betonen viele blinde Studierende, dass die Verfügbarkeit der notwendigen Unterrichtsmaterialien schon vor Veranstaltungsbeginn eine große Hilfestellung darstellen würde. Dadurch könnten sie dem Unterricht besser folgen, zusätzliche Notizen anfertigen und sich auf die Inhalte des Faches konzentrieren (vgl. Andree 2006: 16). Die frühzeitige Bekanntgabe des Lerninhaltes verlangt von den Lehrenden eine gut überlegte Planung und eine strikte Durchführung des Unterrichts. Für Andree (2006) sind die Einhaltung der geplanten Unterrichtsgestaltung und das rechtzeitige Zurverfügungstellen von Lerninhalten auf mehreren Kanälen entscheidende Merkmale, damit Blinde dem Unterricht optimal folgen und erfolgreich lernen können (vgl. Andree 2006: 50). Weitere Hilfen in der Unterrichtsstunde sind unter anderen Verbalisierungen oder kurze Erklärungen der Schaubilder, Tabellen oder Grafiken, die in den Handouts vorkommen oder an die Tafel geschrieben werden.

An der Universität Wien bemühen sich Behindertenbeauftragte und Fachleute seit dem Jahr 1994 um studienorganisatorische Anliegen und Barrierefreiheit für Studierende mit einer Behinderung. Beim sogenannten Student Point im Hauptgebäude können sich diese vom Studieneinstieg bis zum Abschluss über die persönlichen Anforderungen beraten lassen.

Für blinde Studierende wird zur Unterstützung ein speziell ausgestatteter Blindenarbeitsplatz zur Verfügung gestellt (siehe Interview 1). Dieser Arbeitsraum befindet sich in der Hauptbibliothek zwischen dem Seminarraum und dem Zentrum für elektronische

Recherchen und wird zum Großteil vom Bundessozialamt finanziert. Der übrige Teil wird von der Universität selbst subventioniert. Für die Studierenden ist dieses Service kostenlos. Die Betreuung erfolgt durch zwei MitarbeiterInnen der Universität, die auch für die Aufbereitung des Studienmaterials in blindengerechter Form zuständig sind. Nach der Bearbeitung werden die Unterlagen zur Verfügung gestellt und können auf tragbaren Geräte gespeichert oder auf dem eigenen Computer abgespielt werden. Die Dauer der Bearbeitung hängt von verschiedenen Faktoren ab, darunter die Verfügbarkeit der Literatur, der Umfang der Schriftstücke, die individuellen Anforderungen wie z.B. die Beschreibung von Grafiken, Bildern und Tabellen in Skripten oder Büchern, sowie die Kapazitäten der MitarbeiterInnen. Abgesehen von der Digitalisierung sind, wenn es sich dabei um nicht zu umfangreiche Studienmaterialien handelt, auch Ausdrücke in Blindenschrift möglich.

Für das Schreiben und Erfassen von Informationen ist der Arbeitsplatz mit zwei leistungsfähigen PCs und den dazu notwendigen technischen Hilfsmitteln und Programmen ausgestattet. Weitere Geräte, die vorhanden sind, sind ein Braille-Drucker, ein Buchkanten-scanner und ein Flachbildscanner, ein Organizer und ein Kassettenrecorder.

Zur Orientierung sind an der Universität Wien seit einigen Jahren Leitsysteme eingegräst oder aufgeklebt. Diese Bodenmarkierungen sind mit Zusatzinformationen codiert, die anhand der Art, Anordnung und Anzahl der Streifen zu interpretieren sind. Da kein Universitätsgebäude vollkommen barrierefrei zugänglich ist, können blinde Erstsemestrige Orientierungs- und Mobilitätshilfe-Kurse in Anspruch nehmen. Diese werden aber nicht von der Universität Wien sondern vom Bundessozialamt finanziert. Weitere Unterstützungsmöglichkeiten sind blindengerechte Liftanlagen mit akustischen Informationsausgaben, barrierefreie Webseiten oder E-Learning-Angebote. Ausgaben für technische Arbeitsausstattung oder Hilfsmittel sowie die damit in Zusammenhang stehenden Einschulungskosten werden vom Bundessozialamt oder vom Fonds Soziales Wien gefördert (vgl. Wroblewski 2012: 151ff.). Sozial bedürftige blinde Studierende haben außerdem die Möglichkeit, um eine Unterstützung aus einem der ÖH-Fonds anzusuchen, die einmalig pro Studienjahr ausbezahlt wird. Für den Studienalltag können blinde Studierende auch um eine persönliche Assistenz ansuchen, welche von der Wiener Assistenzgenossenschaft organisiert wird. Die Voraussetzung hierfür ist der Bezug des Pflegegeldes.

Für die meisten Prüfungen und Studienarbeiten gestattet die Universität auch abweichende Prüfungsmodalitäten (siehe Interview 1). Die Mitnahme des eigenen Laptops in einer Prüfungssituation oder eine Änderung der Prüfungsmodalitäten stellen für Blinde eine wesentliche Erleichterung des Studienalltags dar. Für den Ablauf des Unterrichtes sowie für

die Änderung der Prüfungsmodalitäten müssen blinde Studierende dennoch frühzeitig um Hilfe ansuchen (siehe Interview 2). Die Hindernisschwelle beim Studieren kann also oft mittels individuell angepasster Gestaltung deutlich herabgesetzt werden (vgl. Wroblewski 2012: 171). Diese Umgestaltung geschieht je nach Kooperationsbereitschaft zwischen Lehrenden, Behindertenbeauftragten, FachberaterInnen und Studierenden. Nur durch Verbalisierung der Wünsche und Bedürfnisse können gemeinsame Lösungen gefunden werden.

4.2. Die Dolmetschausbildung

Das Wort und die Sprache gehören für Blinde zu den wichtigen Werkzeugen zur Welterschließung und Kommunikation. Die Art und Weise, wie Blinde mit Sprachsignalen, sprachlichen Strukturen und Sprechbeiträgen umgehen, war oft Forschungsgegenstand sprachwissenschaftlicher und neuropsychologischer Studien. So deuten Ergebnisse aus diesen Studien darauf hin, dass Sprache im Leben jeder blinden Person eine unabdingbare Rolle hat (vgl. Röder & Rösler 2004: 249-253). Sie ermöglicht Blinden den kommunikativen Austausch mit anderen und stellt ihnen gleichzeitig einen wertvollen Wissensvorrat zur Verfügung (siehe Kapitel 3.1.) Die tägliche intensive Auseinandersetzung damit führt dazu, dass ihre sprachlichen Kompetenzen stetig trainiert und verbessert werden. So liegt es nahe, dass Blinde ihre (fremd-)sprachlichen Kompetenzen auch bei der Wahl ihrer Berufsausbildung berücksichtigen. Die Freude am Spiel mit der Sprache und die intensive Auseinandersetzung damit stellen laut Andree (2006) entscheidende Faktoren für die Auswahl eines (Dolmetsch-)Studienganges dar, in dem das erlernte Wissen vervollkommenet und später gewinnbringend im Beruf eingesetzt wird (vgl. Andree 2006: 21).

Als Beruf ist das Dolmetschen eine „mittlerische Tätigkeit [...], in deren Zentrum das sprachliche Mitteln steht“ (Kalina 1998: 15). DolmetscherInnen übertragen Texte mündlich von einer Ausgangssprache in eine Zielsprache und ermöglichen durch ihr Agieren, dass Menschen verschiedener Sprachen und Kulturen miteinander kommunizieren können. Um zwischen Menschen verschiedener Herkunft ‘sprachmitteln’ zu können, müssen DolmetscherInnen bestimmte Voraussetzungen erfüllen. Die Hauptanforderung, die den Zugang zu einer akademischen Ausbildung und im späteren Verlauf den Erwerb von Schlüsselqualifikationen ermöglicht, liegt in der Beherrschung der Mutter- und Arbeitssprachen. Dazu gehört auch das Wissen um kulturelle Normen und Ansichten (vgl. Winter 2011: 215). Nach Pöchhacker (1994) setzt sich dieses Wissen aus „entwickelte[n] Kenntnisse[n] und

Erfahrungsschatz eines Individuums“, das „sowohl Wissen von der Sprache als auch Wissen von der Welt“ umfasst, zusammen (vgl. Pöchhacker 1994: 82). Dieses Wissen muss der/die DolmetscherIn so effizient strukturieren und automatisieren, dass er/sie es während der Verdolmetschung rasch abrufen und aktualisieren kann (vgl. Kalina 2006: 332). Andree (2006) zufolge gelangen Blinde hauptsächlich über die Sprache an dieses Wissen. Durch (fremdsprachige) Filme, Radio-/Fernsehsendungen und Ton-Bild-Aufzeichnungen jeglicher Art sowie auch durch (Auslands)aufenthalte und häufiges Reisen in die betreffenden Länder können die jeweiligen Kulturen am besten erlebt und kennengelernt werden (vgl. Andree 2006: 22).

Die akademische Dolmetschausbildung widmet sich zum einen grundlegenden translationswissenschaftlichen Theorien. Zum anderen werden praktische Fertigkeiten erlernt und trainiert, die zu einer professionellen Ausübung des zukünftigen Berufes befähigen. Es geht somit in erster Linie darum, das notwendige (translatologische) Wissen sowie translatorische Handlungspraktiken und Fähigkeiten zu erwerben, um damit die Basis für ein „zielkulturadäquates und rezipientenspezifisches translatorisches Handeln“ zu legen (vgl. Ammann & Vermeer 1990: 17). Der Erwerb erforderlicher Fähigkeiten und Handlungspraktiken setzt situiertes Lernen, viel Übung, Wille und Ausdauer in Verbindung mit Lernmotivation, Interesse und Engagement voraus – wobei dieser Wissenserwerb weitestgehend in der Hand der Studierenden liegt (vgl. Ammann & Vermeer 1990: 20).

Das Dolmetschen stellt erhebliche und unterschiedliche Anforderungen an die mentalen Ressourcen der DolmetscherInnen. Persönliche Eigenschaften wie ein hohes Maß an Belastbarkeit, schnelle Anpassungsfähigkeit, Flexibilität und natürlich auch ein gutes Frustrationsmanagement sind unabdingbare Voraussetzungen für das Bestehen im Studium und später im Beruf. Hinzu kommen weitere allgemeine Eigenschaften wie Teamfähigkeit, guter Umgang mit Menschen, Neugierde und Mobilität.

4.2.1. Anforderungen nach Dolmetschmodi

In der Dolmetschausbildung wird, wie angesprochen, konkretes Wissen erworben, das für die Ausübung der zukünftigen Tätigkeit erforderlich ist. Eine grundlegende dolmetschwissenschaftliche Klassifizierung dieses Wissens basiert auf der Einteilung nach der Realisierungsform, nämlich Konsekutiv- und Simultandolmetschen, wobei jeder Dolmetschmodus seine eigenen Besonderheiten hat.

4.2.1.1. Konsektivdolmetschen

Das Konsektivdolmetschen ist die älteste und „natürlichste“ Form des Dolmetschens (Ahrens 2016: 84). Das ausschlaggebende Kriterium für diesen Dolmetschmodus ist, dass die Verdolmetschung zeitversetzt beziehungsweise im Anschluss an die Ausgangsäußerung erfolgt. Das bedeutet, dass der/die DolmetscherIn sich zuerst die ganze Rede oder einen in sich geschlossenen, drei- bis zwölfminütigen Redeabschnitt anhört und diesen nach Aufnahme und Verarbeitung wiedergibt (vgl. Kalina 1998: 23). Der Konsektivdolmetschvorgang findet somit in mehreren aufeinander folgenden Arbeitsphasen statt, die in der Fachliteratur je nach AutorIn und Forschungsschwerpunkt unterschiedlich aufgeteilt und definiert werden. In diesen Phasen sind sämtliche Verstehens- und Produktionsoperationen zu erfüllen, die miteinander vernetzt, aber auch einzeln identifizierbar sind. Der/die KonsektivdolmetscherIn hört, versteht, speichert, notiert, ruft vorhandene Informationen aus dem Gedächtnis ab, liest, produziert und kontrolliert. Der Konsektivdolmetschprozess ist somit ein äußerst komplexer Gesamtvorgang, der hohe Anforderungen an die dolmetschende Person stellt. Um den konsektiv-spezifischen Herausforderungen strategisch zu begegnen, werden kognitive Entscheidungen getroffen, aus denen weitere Verarbeitungsstrategien resultieren. Laut Kalina (1998) handelt es sich dabei um „Speicherungsoperationen, also Strukturierung und mentale Speicherung des einlaufenden Textes, seiner Verknüpfungen und seiner Details“ (Kalina 1998: 110f). Die Hauptlast des Konsektivdolmetschprozesses wird somit vom Gedächtnis getragen.

Blinde Studierende müssen in der Dolmetschausbildung genau wie ihre sehenden KollegInnen jene translatorischen und translatorischen Kompetenzen erwerben und trainieren, die für die professionelle Ausübung der zukünftigen Tätigkeit erforderlich sind. Beim Konsektivdolmetschen besteht die Möglichkeit, die Einzelkompetenzen getrennt voneinander zu üben und graduell aufzubauen (vgl. Kautz 2002: 352). Übungstechnisch sieht die Arbeitsweise so aus, dass sie sich dem aktiven Zuhören und Memorieren der ausgangssprachlichen sinntragenden Inhalte einerseits und der Produktion des Zieltextes andererseits widmen. Dafür greifen sie unter anderem auf Paraphrasier-Übungen, Übungen zur Verbesserung des globalen Textverständnisses, der Ausdrucksfähigkeit und des Hörverstehens, Gedächtnisübungen (vgl. ebd.: 364-412) zurück, wobei der Gehörsinn und das Gedächtnisvermögen aufgrund der täglichen Auseinandersetzung mit einer vorwiegend auf Visualität ausgerichteten Welt stets trainiert werden (siehe Kapitel 2.2.).

Wie oben angesprochen kommt der/die DolmetscherIn zum Einsatz, nachdem der/die Vortragende innehält. Manchmal geschieht das schon nach wenigen Sätzen. Diese kurzen

Passagen können problemlos aus dem Gedächtnis wiedergegeben werden. Bei längeren und inhaltsreicheren Redebeiträgen hingegen muss sich die dolmetschende Person in Form von senkrecht angeordneten Abkürzungen, Symbolen, Schlüsselwörtern Notizen zum Gehörten machen (vgl. Kautz 2002: 315). Dafür benötigt er/sie einen Notizblock und einen Kugelschreiber. Ob, was, wie viel und wie notiert wird, entscheidet der/die DolmetscherIn selbst, wobei das Notieren je nach Thema, Vortragsart und Vorwissen variieren kann (vgl. Déjan Le Féal 2006: 305). Die individuell gestalteten Notationszeichen helfen dabei, die wichtigen Inhalte einer Rede festzuhalten und darzustellen, sodass Fehlleistungen bei der Verdolmetschung vermieden werden können. Für DolmetschnovizInnen jedoch sind die schriftlichen Aufzeichnungen eine zusätzliche Erschwernis ihrer Arbeit, da das Notieren vom Zuhören ablenkt und die Darbietung einer gelungenen Verdolmetschung dadurch stark beeinflusst (vgl. Kalina 1998: 240). In Bezug auf das Erlernen und Üben der Notizentechnik gibt es in der Fachliteratur eine ganze Reihe an empirischen Arbeiten und Experimenten, welche diese Technik aus verschiedenen Sichtweisen darstellen. Auch wenn DolmetschtheoretikerInnen und -praktikerInnen unterschiedliche Ansätze der Notation anwenden, vertreten viele die Meinung, dass die Notizentechnik systematisch und erst dann gelernt werden soll, wenn das analytische Denken und das Gedächtnis entsprechend trainiert worden sind. So raten viele AutorInnen, sich in der Anfangsphase, auf das aktive Zuhören und das Sich-Lösen von der Wort- und Satzoberfläche zu konzentrieren und die Sprachgewandtheit beziehungsweise „Flexibilität im sprachlichen Ausdruck zu fördern“ (vgl. Ahrens 2016: 94). Hinsichtlich des Einsatzzeitpunktes der Notizen sind sich die meisten DolmetschdidaktikerInnen einig, dass diese dort eingesetzt werden sollen, wo das Gedächtnis allein nicht mehr genügt. Damit das Notieren nicht vom Inhalt ablenkt oder die Verdolmetschung beeinträchtigt, muss sie, trotz ihrer Individualität, gewisse allgemeingültige Prinzipien erfüllen, wie schnelle Erfassbarkeit, Einfachheit, klare Strukturen, Übersichtlichkeit usw. (vgl. Herbert 1952, Rozan 1956, Matyssek 2012, Weber 1989). Es besteht ebenso große Einigkeit, dass die Notizen ohne großes Bemühen erfolgen und sofort an den Sinn des Gesagten erinnern sollen (vgl. Kade 1963: 16). Des Weiteren soll nur das Wichtigste notiert werden, wobei die Entscheidung, was für die Wiedergabe wichtig ist, von den DolmetscherInnen persönlich zu treffen ist. Generell gilt, dass Informationen, die sofort gespeichert werden können, nicht unbedingt notiert werden sollten. Das bedeutet, dass der Großteil der Arbeit dem Gedächtnis überlassen bleibt und die Notizen nur als Gedächtnisstütze dienen. In diesem Sinne soll die Notation nur jene Elemente umfassen, die nicht so leicht im Gedächtnis zu behalten sind, wie Aufzählungen, Zahlen, Eigennamen,

Zitate, Zusammenhänge usw. (vgl. Kautz 2002: 314). Wichtig ist auch, dass die Notizen automatisiert erfolgen, sodass der/die DolmetscherIn nicht lange darüber nachdenken muss, was sie bedeuten. Dadurch gewinnen die DolmetscherInnen freie Verarbeitungskapazitäten für weitere mentale Anforderungen (vgl. ebd.: 325). Bezüglich der räumlichen Anordnung der Notizen herrscht ebenso Einigkeit. So befürworten alle AutorInnen eine vertikale Gliederung, bei der die Gedankengänge auf einen Blick erfasst werden können.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie blinde Dolmetsch-Studierende mit den ‘notationsbedingten’ Herausforderungen umgehen? Welche Möglichkeiten stehen ihnen zur Verfügung, um den Konsekutivmodus (aus)üben zu können?

Zum Konsekutivdolmetschen gehört, wie bereits erwähnt, eine ‘gut funktionierende’ Notizentechnik, die gewisse Prinzipien erfüllen muss. Für sehende DolmetscherInnen dürfte es leichter sein, die in der Fachliteratur empfohlenen Notationsstrategien für die eigenen Notizen zu berücksichtigen. Inwieweit gelingt es blinden DolmetscherInnen, solche Aspekte in das eigene Notizensystem einfließen zu lassen?

Wie in Kapitel 3.2. und in Kapitel 3.3. dargelegt wurde, greifen blinde Personen, wenn sie schreiben oder lesen, auf spezielle Hilfsmittel zurück. Dabei handelt es sich um verschiedene Geräte wie Punktschriftmaschine oder Brailletafel, sowie auch um neue technologische Lösungen wie Braillezeile oder Screenreader, die es ihnen ermöglichen, Texte zu schreiben und in Blindenschrift zu lesen. Inwieweit sind diese Hilfsmittel auch für das Konsekutivdolmetschen anwendbar? Kann es sein, dass manche der zur Verfügung stehenden Geräte den Anforderungen des Konsekutivdolmetscheinsatzes nicht gerecht werden? Die mechanische Punktschriftmaschine ist aufgrund ihrer Dimension und ihres Gewichts mobil praktisch nicht verwendbar. Darüber hinaus erzeugt sie beim Schreiben ein zu lautes Geräusch, welches von ZuhörerInnen oder RednerInnen als störend empfunden werden könnte (vgl. Andree 2006: 44). Die Brailletafel hingegen könnte dank ihres geringen Platzbedarfs überall hin mitgenommen werden. Dennoch erscheint ihr Einsatz auch nicht uneingeschränkt möglich. Sowohl das Schreiben als auch das Lesen von spiegelverkehrten Punkten nimmt zusätzliche Zeit in Anspruch. Kellett Bidoli (2003) beobachtete in ihrer Arbeit auch, dass das schrittweise Lesen der notierten Informationen sich negativ auf die Dolmetschleistung auswirkt (vgl. Kellett Bidoli 2003: 196).

Mit den zur Verfügung stehenden neuen Technologien wiederum können beim Notieren weder die für sehende DolmetscherInnen empfohlene vertikale Gliederung des Inhalts, noch manche piktographische Notationselemente dargestellt werden (siehe Kapitel 3.3.).

Gewisse Wörter oder Abkürzungen lassen sich auch mit den speziell für Blinde entwickelten Hilfsmitteln nicht immer richtig erfassen und werden daher nicht sinngemäß wiedergegeben. Dies kann, wenn das Zurückgreifen auf die im Gedächtnis gespeicherten Informationen misslingt, zu Verwirrung führen und/oder gravierende Auswirkungen auf die Qualität der Dolmetschleistung haben.

Aus technischen Gründen können Dolmetscheinsätze sogar komplett scheitern. Bringt beispielsweise ein/eine DolmetscherIn zum Konsekutiveinsatz nur seinen/ihren Laptop in Kombination mit der Braillezeile mit und wurde für ihn/sie kein Sitzplatz vorgesehen, kann eine professionelle Dolmetschleistung mithilfe der vorgesehenen Geräte nicht erbracht werden. In der Dolmetschausbildung können derartige Situationen leicht vermieden werden. In der Berufspraxis müssen blinde DolmetscherInnen auf Notlösungen zurückgreifen, die ihnen eine vollständige und äquivalente Verdolmetschung ermöglichen. Moderne Technologien gehören mittlerweile, trotz der genannten Nachteile, zur Grundausstattung blinder Personen. Sie ermöglichen ihnen eine große Vielfalt an Zugriffsmöglichkeiten in allen Lebensbereichen. Auf die Art und Weise, wie blinde KonsekutivdolmetscherInnen ihre individuelle Erfolgsmethode finden und wie diese aussieht, soll in Kapitel 6 näher eingegangen werden.

Eine Sonderform des Konsekutivdolmetschens ist, wie oben erwähnt, das Satz-für-Satz-Dolmetschen (vgl. Kalina 1998: 24). Bei dieser Form des Dolmetschens wird, wie schon der Name suggeriert, satzweise oder in sehr kurzen Abständen ohne Notizen gedolmetscht. Laut Matyssek ist diese Dolmetschform relativ einfach, da sie kein dolmetschspezifisches Wissen voraussetzt beziehungsweise keine professionelle Notizentechnik verlangt (vgl. Matyssek 2012: 7). Bis zur Professionalisierung des (Konferenz-)Dolmetscherberufes wurde diese 'Urform' des Konsekutivdolmetschens lange Zeit von mehr oder weniger 'sprachkundigen Personen' betrieben (vgl. Déjan Le Féal 2006: 303). In der heutigen Zeit wird dieser Modus vor allem bei komplexeren, inhaltsreichen Reden oder in lebenswichtigen Situationen angewendet, bei denen es auf jedes Detail oder jede Nuance ankommt.

Für blinde DolmetscherInnen dürfte dieser Modus, falls situativ möglich, eine sehr gute Alternative für eine konsekutive Dolmetschleistung darstellen, weil diese Art und Weise des Dolmetschens ohne Notizen auskommt. Dadurch werden gewisse Einschränkungen bei der Notation umgangen. Bei längeren Redeabschnitten kann dieser Konsekutivdolmetschmodus nicht angewendet werden.

4.2.1.2. Simultandolmetschen

Bei der simultanen Verdolmetschung handelt es sich um eine Art des Dolmetschens, bei der die zielsprachliche Version, unter Zuhilfenahme von Technik, schon dargeboten wird, während die Originalrede noch vorgetragen wird. Das bedeutet, dass der/die DolmetscherIn hört und gleichzeitig spricht. Kalina (1998) beobachtet in diesem Zusammenhang, dass es sich dabei um keine absolute Gleichzeitigkeit von Hören und Sprechen handelt, denn der/die DolmetscherIn muss mit seiner/ihrer Verdolmetschung warten, bis er/sie die vorgetragenen Ausgangstextabschnitte gehört und verstanden hat (vgl. Kalina 1998: 25). In diesem zeitlichen Abstand (auch *time lag* oder *décalage* genannt) zwischen den ausgangssprachlichen Äußerungen des/der RednerIn und der zielsprachlichen Produktion des/der DolmetscherIn finden jene (Verstehens- und Umwandlungs-)Prozesse statt, die den Simultandolmetschvorgang konstituieren. Die Verstehens- und Produktionsprozesse bestehen aus komplexen Vorgängen wie Rezeption, Umsetzung beziehungsweise Transposition und Reproduktion, die hohe Anforderungen an die kognitiven Leistungen der dolmetschenden Person stellen (vgl. Kutz 2010: 157). Hierbei ist es wichtig hervorzuheben, dass diese komplexen (Teil-)Prozesse eng miteinander vernetzt sind und dass sie relativ zeitgleich zu bewältigen und zu koordinieren sind. Diese Parallelverarbeitung führt dazu, dass DolmetscherInnen fast immer an der Grenze zur Überbelastung ihrer Kapazitäten arbeiten, und erzeugt zeitlichen Druck (vgl. Kalina 1998: 115). Sollten diese mentalen Prozesse aus den verschiedensten Gründen wie beispielsweise viel zu geringer Verarbeitungszeit im Vergleich zu der hohen Informationsdichte, hoher Sprechgeschwindigkeit oder starkem Akzent des Redners, sprachstrukturellen Unterschieden, suboptimaler technischer Unterstützung und ineffizientem Ressourcenmanagement (vgl. Niemann 2012: 2) beeinträchtigt werden, kann es zu Informationsverlust oder zu einer defizitären Verdolmetschung kommen. Zur Bewältigung der beinahe gleichzeitig stattfindenden Verstehens- und Produktionsprozesse und der damit verbundenen simultandolmetschspezifischen Herausforderungen greifen DolmetscherInnen auf bestimmte dolmetschspezifische Strategien und Handlungspraktiken zurück und treffen bestimmte translatorische Entscheidungen. Was die simultandolmetschspezifischen Entscheidungen und die dazugehörigen Handlungspraktiken anbelangt, gibt es in der Fachliteratur zahlreiche Ansätze, welche die strategischen Prozesse unterschiedlich beschreiben und kategorisieren. Es handelt sich hierbei um Entscheidungen und Handlungen, die in allen Phasen des Dolmetschvorganges wirken. Ob es sich dabei um Prozesse handelt, die beispielsweise die Planung und Vorbereitung eines Dolmetschauftrags unterstützen oder den Abstand zum/zur RednerIn, die Auswahl geeigneter syntaktischer, semantischer oder pragmatischer

Strukturen, die Modulation des Sprechtempos usw. regeln oder die Kontroll- und Korrekturfunktionen erfüllen (vgl. Kalina 1998: 113ff.) – alle verfolgen ein gemeinsames Ziel, und zwar, eine für die in einem anderen Sprach- und Kulturraum sozialisierten ZuhörerInnen nachvollziehbare Verdolmetschung zu ermöglichen. Welche Lösungen in den einzelnen Fällen verwendet werden, entscheidet der/die DolmetscherIn aus der gesamten Dolmetschsituation heraus, anhand der Bedingungen der Präsentation des Ausgangstextes und der Anforderungen des Publikums (vgl. ebd.: 113).

Das Liefern einer professionellen Simultandolmetschung verlangt viel Energie und Übung. Diesbezüglich empfehlen DolmetschdidaktikerInnen je nach Wissensstadium unterschiedliche Vorgehensweisen. In der Ausbildungsphase werden unterschiedliche Übungen vorgeschlagen, welche die Besonderheiten dieses Dolmetschmodus trainieren und zur Steigerung des Leistungsniveaus beitragen. Diese reichen von Übungen zum Einarbeiten in das Thema über Übungen zur Gedächtnisentlastung und Sprachproduktion bis hin zur kontinuierlichen Ausweitung des Allgemeinwissens. Dadurch können Mängel ausgeglichen und bessere Leistungen geliefert werden. Der kontinuierliche Erwerb von Wissen (sei es Sprach-, Sach- oder technisches Wissen), aktives Interesse an Neuerungen auf möglichst vielen Gebieten und geistige Beweglichkeit – all dies ist für eine erfolgreiche Verdolmetschung von großer Relevanz.

Für Blinde ist beim Erlernen dieser Technik von keinen spezifischen Problemen auszugehen. Simultandolmetschübungen sind mit entsprechender Vorbereitung erfolgreich zu meistern. Für das Üben dieses Dolmetschmodus machen blinde Studierende von Arbeitsweisen und Hilfsmitteln Gebrauch, die es ihnen ermöglichen, sich möglichst autonom und gezielt fundiertes Grund- und Spezialwissen anzueignen. In Zeiten des Internets ist mit der Nutzung elektronischer Wörterbücher und Online-Terminologiedatenbanken Andree (2006) zufolge eine gute Vorbereitung auf die zu dolmetschenden Situationen gegeben (vgl. Andree 2006: 47). Ideale Übungsmöglichkeiten bieten ebenso Online-Rededatenbanken, Moodle-Plattformen für das Selbststudium oder Sprachlabore der jeweiligen Fachinstitute mit ihrer Vielzahl an Video- und Tonaufnahmen, die nach Sprachen, Schwierigkeitsgrad und Themen aufgebaut sind. Diese Trainingsangebote können von Blinden problemlos und ohne fremde Hilfe in Anspruch genommen werden, vorausgesetzt, sie verfügen über entsprechendes Internet- und computertechnisches Wissen und über die damit verbundenen Fertigkeiten. Graduell aufeinander aufbauende Übungseinheiten erlauben blinden sowie auch sehenden Studierenden, ein strategisches und prozedurales Wissen zu erwerben und somit auch ein effizienteres Ressourcenmanagement zu erreichen.

Auch die Teilnahme an den Simultandolmetsch-Übungen ist für blinde Studierende ohne spezifische Barrieren möglich. Durch eine leicht abgewandelte Form der Unterrichtsstunde und eine gut durchdachte Organisation der Lehrveranstaltung seitens der Lehrenden lassen sich die Unterrichtsinhalte besonders gut verfolgen. Lediglich das Einbeziehen nur visuell erfassbarer, graphischer Zusatzdarstellungen, wie Tafelbilder oder Folien in die Übungseinheit, lässt qualitative Einschränkungen erwarten. Erfreulicherweise sind solche Barrieren anhand kompensatorischer Vorgangsweisen wie Verbalisierungen oder Beschreibungen der dargestellten Inhalte gut abbaubar (siehe Kapitel 2.2.)

Das klassische simultane Kabinendolmetschen erfolgt, wie angesprochen, unter Zuhilfenahme technischer Hilfsmittel. SimultandolmetscherInnen arbeiten in schalldichten Kabinen, deren Ausstattung und deren Aufbau durch die ISO genormt sind, und bedienen sich einer technischen Anlage mit Kopfhörern und Mikrophon. Die ISO-Normen für Planung und Bau von Kabinen für das Simultandolmetschen (vgl. Friese 2006: 336f) weisen auch auf die Notwendigkeit der Berücksichtigung von blindenspezifischen Bedürfnissen hin. Durch den größtenteils einheitlichen Aufbau der Dolmetschkabinen und die begrenzte Anzahl von fest angeordneten Bedienelementen können Blinde ihre Arbeit technisch einwandfrei ausüben. Darüber hinaus besteht die Möglichkeit für blinde wie sehende DolmetscherInnen, technische Unannehmlichkeiten zu vermeiden, indem sie sich vor der Verdolmetschung in einer neuen Umgebung mit den Bedienfeldern und deren Funktionsweise vertraut machen. Dabei können sie sich von qualifizierten technischen AssistentInnen oder ihren KabinenkollegInnen helfen lassen (vgl. Andree 2006: 46).

Weitere Formen des Simultandolmetschens sind das Dolmetschen vom Blatt und das Flüsterdolmetschen. Bei Ersterem wird ein schriftlich vorliegender Text mündlich und ohne technische Unterstützung in der Zielsprache wiedergegeben, wobei die zielsprachliche Wiedergabe gleichzeitig mit der visuellen Rezeption des ausgangssprachlichen Textes erfolgt (vgl. Pöhhacker 2006: 301). Vom-Blatt-Dolmetschen findet Anwendung in sozialen, juristischen, medizinischen Bereichen oder auf kleineren Konferenzen, bei denen die Vortragenden schriftliche Texte vorlegen, die nur einsprachig verfasst sind (vgl. Kutz 2010: 57). In der Dolmetschausbildung wird Vom-Blatt-Dolmetschen oft als (Trocken-)Übung zum Training grundlegender dolmetschspezifischer Entscheidungen und Handlungspraktiken wie Antizipation, Segmentierung, Paraphrasierung, Komprimierung sowie sprachlicher Ausdrucksfähigkeit eingesetzt (vgl. Kautz 2002: 376). Eigene Lehrveranstaltungen, die sich auf den Erwerb der für das Vom-Blatt-Dolmetschen notwendigen Kompetenzen konzentrieren, gibt es nur an wenigen Instituten und Fakultäten. Obwohl diese Dolmetschform gut erlernbar

ist, stellt ihre Ausübung für blinde DolmetscherInnen ein großes Problem dar. Um vom-Blatt dolmetschen zu können, müssen Blinde den Text taktil rezipieren. Das bedeutet, dass Vom-Blatt-Dolmetschen für sie erst dann möglich ist, wenn die zu dolmetschenden Unterlagen blindengerecht, d.h. in Brailleschrift und ohne graphische Elemente, bereitgestellt werden. Bei Zweitem ‘flüstert’ die dolmetschende Person die Rede ihren KlientInnen (maximal zwei) „direkt ins Ohr“ (vgl. Matyssek 2012: 7). Das Flüsterdolmetschen wird vor allem dann angewendet, wenn die Kommunikation im kleinen Kreis stattfindet und die Gegebenheiten keine technischen Voraussetzungen zulassen, wie zum Beispiel bei Tisch-gesprächen, Führungen, (Stadt-)Ausflügen oder Feldmissionen. Beim Flüsterdolmetschen gibt es auch die Möglichkeit, von einer Dolmetschanlage (bekannt als Flüsterkoffer oder Personenführanlage) Gebrauch zu machen. Dabei spricht der/die DolmetscherIn leise in ein Mikrofon, während die ZuhörerInnen die Verdolmetschung über die mit Empfangsgeräten verbundenen Kopfhörer empfangen. Mit dieser kabinenlosen Anlage kann die dolmetschende Person problemlos zwischen zwanzig und fünfzig Personen erreichen (vgl. Kutz 2010: 58). Flüsterdolmetschen wird üblicherweise im Rahmen von Lehrveranstaltungen zum Thema Einführung in die Dolmetschwissenschaft angesprochen oder von manchen DozentInnen als ergänzende Übung zum Simultandolmetschen angeboten. Sowohl das Erlernen als auch das Üben des Flüsterdolmetschens bringen keine blindheitsspezifischen Herausforderungen mit sich. Vorteilhaft bei dieser Dolmetschtechnik ist die Tatsache, dass diese Art des Dolmetschens für Blinde eine wertvolle Alternative zum klassischen Konsekutivdolmetschen darstellen kann, und zwar u.a. bei formellen Anlässen, bei denen das Notieren sehr schwer oder unmöglich ist. Abgesehen von diesen Sonderformen des Simultandolmetschens sei aus Gründen der Vollständigkeit an dieser Stelle auch das Gebärdensprachdolmetschen erwähnt, bei dem zwischen Laut- und Gebärdensprachen simultan gedolmetscht wird (vgl. Grbic & Pöllabauer 2006: 322). Da in der vorliegenden Masterarbeit das Dolmetschen für Taubblinde nicht aufgegriffen wurde, wird hier auf diese Dolmetschform nicht weiter eingegangen.

4.2.1.3. Mischformen/Neue Dolmetschformen

Das simultane Konsekutivdolmetschen

Die technologischen Innovationen der vergangenen Jahrzehnte haben den Dolmetschberuf nicht unberührt gelassen. So entstanden neue Arbeitsweisen wie etwa das simultane Konsekutivdolmetschen. Bei dieser Dolmetschform handelt es sich um eine Hybridvariante,

welche Eigenschaften des Konsekutiv- und des Simultandolmetschens vereint. Beim simultanen Konsekutivdolmetschen wird die Ausgangsrede nicht im Gedächtnis behalten oder mitnotiert, sondern zur Gänze mit Hilfe eines digitalen Geräts aufgenommen (vgl. Hemmerlein et al. 2011: 140). Das heißt, dass die mentale Speicherung des Gesagten und das Notieren durch die digitale Aufnahme ersetzt werden (vgl. Ahrens 2016: 93). Nach dem Vortrag des/der RednerIn wird der ausgangssprachliche Text per Kopfhörer ein zweites Mal abgehört und dabei simultan vor Publikum gedolmetscht (vgl. ebd. 2016: 93). Die Verwendung eines digitalen Gerätes kann DolmetscherInnen ein Gefühl der Erleichterung vermitteln, weil sie wissen, dass das Gedächtnis und die Notizen ihnen keine Überraschungen bereiten werden und dass sie die nicht- oder missverstandenen Abschnitte der Ausgangsrede nochmals abhören können (vgl. ebd. 2010: 46f). Problematisch kann dabei sein, wenn technische Schwierigkeiten auftreten, denn es besteht immer die Gefahr, dass das Aufnahmegerät aus den verschiedensten Gründen nicht mehr funktioniert. In der Dolmetschausbildung wird dieser Modus nur kurz in den Einführungskursen angesprochen. Was das Training des simultanen Konsekutivdolmetschens betrifft, gibt es hierfür eigene Fortbildungsangebote, da es eine gesonderte technische Auseinandersetzung verlangt. Blinden (Konsekutiv-)DolmetscherInnen bietet dieser Dolmetschmodus die Möglichkeit, eine erfolgreiche Verdolmetschung auch in solchen Situationen zu erbringen, in denen das Notieren nicht möglich ist. Allerdings muss dabei sichergestellt sein, dass es zu keinem Bedienfehler bei der Aufnahme und zu keinen technischen Pannen bei der Wiedergabe kommt. Das Gerät muss einwandfrei funktionieren, damit die ausgangssprachliche Rede tatsächlich problemlos in die Zielsprache übertragen werden kann.

Abschließend soll hier angemerkt werden, dass das simultane Konsekutivdolmetschen eine vielversprechende Alternative zu den traditionellen Dolmetschmodi ist. Der (erfolgreiche) Einsatz ist dennoch von den jeweiligen Gegebenheiten, der zu dolmetschenden Situation und vom/von der DolmetscherIn selbst abhängig. Wie sich dieser Hybridmodus langfristig in der Praxis bewähren wird, bleibt allerdings noch abzuwarten.

Video- und Telefondolmetschen

In den vorangehenden Abschnitten wurde über die traditionellen Dolmetschmodi (und eine neue Hybridform) gesprochen, bei denen DolmetscherInnen zusammen mit anderen KommunikationspartnerInnen am Veranstaltungsort physisch anwesend sind und einen mehr oder weniger direkten Kontakt miteinander haben. Durch den Einsatz moderner Technologien

besteht jedoch ebenso die Möglichkeit, in vielen Kommunikationssituationen ungeachtet der örtlichen Grenzen hinweg zu dolmetschen. Dolmetschen von zu Hause, Internetplattformen für Simultan- und Konsektivdolmetschen, Remote Interpreting sind die neuen Begriffe und Konzepte, die in der Praxis unseres technologisierten Zeitalters eine immer gewichtigere Stellung einnehmen. Diese Art des Dolmetschens wird von Kalina (2010) wie folgt beschreiben:

Videoconference technology is used when not all participants in a conference are at the same place and one or several of them are connected via a video line, which may be a telephone or satellite connection or an internet connection. The interpreter may either be at one of the two points connected or at a third point and is then connected with the other points. Remote interpreting takes place when all participants meet at one place but interpreters are installed in a different room, building or place. (Kalina 2010: 89)

Es handelt sich hierbei um eine Art des Dolmetschens, bei der aus der Ferne gedolmetscht wird, wobei sowohl die DolmetscherInnen als auch die anderen KommunikationsteilnehmerInnen über verschiedene Standorte verteilt sein können. Die Kommunikation miteinander erfolgt mittels Audio- beziehungsweise Audio- und Videozuschaltung (vgl. Ahrens 2016: 94). Prinzipiell verbindet man bei einer Video- oder Audiokonferenz zwei oder mehrere Standorte miteinander (vgl. Korak 2010: 37). Für Audio- und Videokonferenzen werden außerdem entsprechende Datenaufnahme-, -verarbeitungs- und -ausgabegeräte benötigt (vgl. ebd.: 37).

Beim Dolmetschen über das Telefon sind DolmetscherInnen über eine Art Callcenter von zu Hause, aus dem Büro oder über das eigene Smartphone tätig. Das Telefondolmetschen findet vorwiegend ohne visuellen Input statt und ist deswegen auch nicht für alle Konferenzarten vertretbar. Verbreitet ist diese Art des Dolmetschens vor allem in Unternehmen, bei Arztgesprächen oder im öffentlichen Bereich.

Eine weitere Möglichkeit, mehrsprachige Telefonkonferenzen im Konsektiv- sowie Simultanmodus durchzuführen, bieten internetbasierte Dienste wie *WebInterpret* an, welche das Telefonieren und das Verwenden eines Internetportals kombinieren (vgl. Kalina 2010: 93). Die Idee der Internetplattform besteht darin, dass die GesprächspartnerInnen handelsübliche Telefone verwenden, während DolmetscherInnen mit Hilfe des Computers und über ein spezielles Internetportal eine virtuelle Kabine bedienen (vgl. Hemmerlein et al. 2011: 147). Die Online-Plattform bietet innovative Lösungen wie das sogenannte Screensharing an, damit alle KommunikationspartnerInnen Zugang zu den visuellen Elementen wie Power-Points oder PDF-Dateien haben (vgl. ebd.: 147). Ein Kritikpunkt an den Internetplattformen könnte die Unmöglichkeit sein, Blickkontakt herzustellen, denn die

Kommunikationsbeteiligten können einander nicht sehen. Nun sei hier anzumerken, dass das Fehlen visueller Kommunikationselemente, in diesem speziellen Fall, keine großen Unannehmlichkeiten in der Kommunikation bereiten muss, da aufgrund der Tatsache, dass die Kommunikation über Telefon stattfindet, intuitiv weniger visuelle Komponenten eingesetzt werden.

Dem Dolmetschen unter solchen dezentralisierten Bedingungen ist mit einer gewissen Skepsis zu begegnen, denn neben den Herausforderungen, die das Dolmetschen allein schon mit sich bringt, birgt dies zusätzlichen logistischen und technischen Aufwand. Der Umgang mit derartigen Dolmetschtechnologien setzt ein gewisses technisches und organisatorisches Know-how seitens der DolmetscherInnen voraus, damit das gewünschte Ergebnis erzielt werden kann. Die Vorstellung, dass man von Zuhause aus arbeiten und dadurch die Reise- und Unterkunftskosten sowie Tagegelder sparen könnte, mag zwar attraktiv sein, dennoch führen diese Kosteneinsparungen Kalina (2010) zufolge zu Qualitätseinbußen bei der Verdolmetschung und nicht selten zu einem Kommunikationszusammenbruch (vgl. ebd.: 89). Nichtsdestotrotz werden solche Dolmetschszenerien, in denen DolmetscherInnen nicht mehr am Ort des Geschehens sein müssen, oft in Erwägung gezogen. Das geschieht vor allem dann, wenn man etwa auf einer internationalen Veranstaltung mit selteneren Sprachen zu tun hat, wenn in Spitälern und bei Gerichten die Betroffenen der Landessprache nicht mächtig sind oder auch in Krisengebieten. Ob dabei nur konsekutiv/simultan gedolmetscht wird oder beide Dolmetschmodi Anwendung finden (mit oder ohne visuellen Input), hängt von der jeweiligen Situation ab.

Für blinde DolmetscherInnen würde sich durch neue Dolmetschtechnologien die Möglichkeit ergeben, für die Dolmetschaufträge nicht mehr verreisen zu müssen. So könnten sie von der 'heimischen' Umgebung aus arbeiten und stressige Situationen, die aufgrund von Orientierungs- und Mobilitätsproblemen entstehen, vermeiden. Ein weiterer Vorteil wäre, dass sie öfter zu Dolmetscheinsätzen kämen und Aufträge aufgrund örtlicher Gegebenheiten nicht ablehnen müssten. Solange eine gute Übertragungsqualität besteht und die Betroffenen über entsprechende technische Kenntnisse verfügen, kann das Video-/Telefondolmetschen eine gute Alternative und eine Abwechslung im alltäglichen Berufsleben darstellen.

Abschließend kann gesagt werden, dass die Dolmetschtätigkeit mit ihrer grundlegenden Funktion des „Verständlichmachen[s] von (sprachlichen) Äußerungen für anderssprachige Kommunikationspartner“ (Pöchhacker 2000: 12) in allen Lebenslagen unserer globalisierten Welt eine wichtige Rolle spielt. So reichen die Einsatzgebiete von multilingualen Veranstaltungen, Konferenzen, Tagungen oder Verhandlungen über den

öffentlichen Raum bis hin zu privaten Angelegenheiten. Neben den Situationen, in denen vor Ort gedolmetscht wird, gibt es auch Kommunikationssituationen, die durch die Unterstützung neuer Technologien eine andere räumliche Konstellation aufweisen.

5. Forschungsdesign und methodisches Vorgehen

Im Rahmen dieser Masterarbeit wurde eine Untersuchung in Form qualitativer Sozialforschung durchgeführt, um möglichst viele Einblicke in das Studien- und Berufsleben blinder DolmetscherInnen zu erhalten. Im Forschungsinteresse stehen die Erfahrungen und Arbeitstechniken der blinden InterviewpartnerInnen. Die zentrale Forschungsfrage der Arbeit lautet: Welche besonderen Herausforderungen ergeben sich konkret im Studium/Beruf und wo liegen eventuelle Grenzen? Die Methode, die für dieses Forschungsvorhaben am sinnvollsten scheint, ist das teilstrukturierte Interview. Dem teilstrukturierten Interview liegt ein Leitfaden zugrunde, durch den die Aufmerksamkeit der InterviewpartnerInnen auf jene thematischen Felder gelenkt werden soll, die für diese Untersuchung relevant sind. Der Vorteil dieser Methode ist ihre Flexibilität und Offenheit beim Erhebungsgeschehen. Das bedeutet, dass die Interviewenden die Möglichkeit haben, je nach Gesprächssituation von den im Leitfaden vorgegebenen Fragen spontan abzuweichen und neue, sich aus dem Gesprächsverlauf ergebende Fragen und Themen aufzugreifen (vgl. Atteslander 2003: 148). Außerdem können sich die Interviewten dabei gedanklich frei bewegen, da sie nicht auf Antwortvorgaben beschränkt sind.

5.1. Der Interviewleitfaden

Vor der Durchführung der Interviews wurde ein Leitfaden erstellt. Der Fragenkatalog besteht aus allgemeinen und detaillierten Fragen, die sowohl explizit vorformuliert als auch stichwortartig erfasst wurden (vgl. Döring & Bortz 2016: 372). Durch den Leitfaden soll der Themenbereich sukzessiv ausgekundschaftet und ein erzählgenerierender Stimulus angeboten werden (vgl. Lamnek & Krell 2016: 345). Der Einstieg in das Interviewgeschehen erfolgte über eine erzählgenerierende Sequenz, die als Ziel hatte, biographische Grundinformationen über die InterviewpartnerInnen zu erfahren. Danach folgten die Fragen, die sich mit dem Forschungsthema auseinandersetzen. Das Ende des Interviews wurde durch eine Ausklangsfrage gekennzeichnet, die dem/der Interviewten den Ausstieg aus dem Interview ermöglichte und gleichzeitig dazu diente, bis dahin entgangene Informationen zu erfassen (vgl. Reinders 2012: 145). Die Abfolge der Fragen und die Fragen selbst wurden an die Erzählungen der Befragten angepasst. Außerdem wurde dabei die Möglichkeit offen gelassen, neben den Leitfadenfragen auch weitere spontane Nachfragen zu einem Themenbereich zu stellen,

welche zu einem besseren Nachvollziehen der subjektiven Perspektiven der Interviewten beitragen (vgl. ebd.: 103). Die allgemeinen Fragen lauten wie folgt:

- Wo studieren Sie/ haben Sie studiert?
- Wie ist es zur Wahl Ihres jetzigen Studiums/Berufs gekommen und welche Erfahrungen haben diese Entscheidung geprägt?
- Mit welchen Herausforderungen sehen Sie sich im Dolmetschstudium/Beruf konfrontiert? Spielt Blindheit dabei eine Rolle?
- Welche Unterstützungs- und Bewältigungsmöglichkeiten stehen Ihnen zur Verfügung und werden diese genutzt?
- Gäbe es noch irgendetwas, was ich unbedingt wissen müsste?

Im Verlauf des Interviews werden diese Fragen u.a. durch die folgenden themenbezogenen Fragen ergänzt:

- Kompetenzprofil
- Probleme
- unterstützende Hilfen
- Literatur-, Unterlagenbeschaffung
- Vorbereitung für die Lehrveranstaltungen; für einen Auftrag
- Konsekutiv-, Simultanmodus

Hierbei ist anzumerken, dass der Ablauf des Interviews nicht unbedingt dem Ablauf des Leitfadens entspricht. Der Leitfaden ist also nicht als starres Gerüst, sondern als eine Art Gedächtnisstütze zu betrachten (vgl. ebd.: 145).

5.2. InterviewteilnehmerInnen

Für die vorliegende Arbeit wurden Geburtsblinde gesucht, die sich für eine Dolmetschlaufbahn entschieden haben. Eine weitere Voraussetzung für die Studie war, dass sie Personen umfasst, die sich in verschiedenen Lebensphasen befinden und dementsprechend über unterschiedliche Dolmetscherfahrungen verfügen. Das Alter der InterviewpartnerInnen variierte von Mitte zwanzig bis Ende fünfzig.

- Studierende 1 (S) hat Deutsch als Bildungssprache; lebt teilweise in Österreich
- DiplomdolmetscherIn (D1) hat Deutsch als Bildungssprache; lebt und arbeitet in Deutschland
- DiplomdolmetscherIn (D2) hat Französisch als Bildungssprache; lebt und arbeitet in Belgien
- DiplomdolmetscherIn (D3) hat Französisch als Bildungssprache; lebt und arbeitet in Belgien

5.3. Zugang zu den InterviewteilnehmerInnen

Der Zugang zu den InterviewpartnerInnen erwies sich als relativ schwierig, da die Anzahl der für den Forschungsgegenstand relevanten Personen relativ klein ist. Als die Entscheidung getroffen wurde, über dieses Thema zu schreiben, kam nur eine einzige Person in Betracht, die in die Arbeit einbezogen werden konnte. Nach der Kontaktaufnahme und Teilnahmezusage ihrerseits ging die Suche weiter. Ich suchte über das Internet jegliche Informationen über Blinde, in der Hoffnung, dass sich auch Informationen über blinde DolmetscherInnen fänden. Als wertvolle Informationsquellen stellten sich Onlineforen, Internetseiten von Berufsförderungswerken, Universitäten, Blindenvereinen oder Blindenunionen sowie auch Onlineartikel, die über das Thema Blindheit berichteten, heraus. Bei der Onlinerecherche stieß ich auf einige Namen, die für die Studie relevant waren und die ich weiter recherchierte, bis ich eine E-Mail-Adresse oder eine Telefonnummer von den betreffenden Personen hatte. So hatte ich am Ende meiner Recherche weitere drei Interviewzusagen.

Die zweite Person, die an meiner Erhebung teilnahm, machte ich über die Homepage einer europäischen Universität ausfindig, wobei ich zuerst dort ihren ehemaligen Betreuer kontaktierte und ihm mein Vorhaben erläuterte. Durch ihn bekam ich (nach Rücksprache mit der betroffenen Person) die notwendigen Kontaktdaten. Die Kontaktaufnahme erfolgte zuerst in einer E-Mail, in welcher ich mich vorstellte, mein Forschungsvorhaben kurz präsentierte und um einen Termin für die Erhebung bat. Da diese Person nicht in Österreich lebt und ich sie nicht in einer Face-to-Face-Situation treffen konnte, bekam ich eine Telefonnummer, über die am vorgeschlagenen Tag das Interview stattfand.

Die nächste Person fand ich über die Internetseite der Europäischen Union. Die erste Kontaktaufnahme erfolgte in diesem Fall ebenso via E-Mail. Nachdem ich mein Anliegen vorgestellt hatte, bekam ich nach einigen Tagen die Antwort betreffend der Zustimmung zur Teilnahme an meiner Studie. Die Person teilte ebenso mit, dass in dem Haushalt noch eine

weitere blinde Person lebt, die denselben Beruf ausübt. Auch diese Person stimmte zu, an meiner Studie teilzunehmen. Nach einer weiteren E-Mail wurden der Erhebungstermin und die Durchführungsart vereinbart. In diesem Fall wurde via Internet telefoniert.

5.4. Durchführung der Interviews

Für die Datenerhebung wurden zwei Einzelinterviews und ein Paarinterview geführt. Die Befragung erfolgte je nach Situation persönlich oder technisch vermittelt. Als technische Übertragungsgeräte wurden (Mobil-)Telefone und Laptops eingesetzt. Alle Interviews wurden aufgezeichnet; für die Aufnahme und Speicherung des Gesprochenen wurde ein digitales Diktiergerät der Marke Olympus verwendet. Die Aufnahmedauer variierte je nach Interview. Die längste betrug 2,5 Stunden, wobei es bei diesem Face-to-Face-Gespräch zu einigen thematischen Abschweifungen kam, die für diese Untersuchung irrelevant waren. Die anderen Interviews dauerten zwischen 50 Minuten und 1 Stunde 20 Minuten.

Beim ersten Interview wurde ein Befragungsort in einer Umgebung aufgesucht, der der interviewten Person vertraut war. Die Umfeldbedingungen (Erreichbarkeit des Ortes, ungestörte Atmosphäre usw.) sollten keine Probleme verursachen. Die übrigen zwei Interviews erfolgten aufgrund der geographischen Entfernung per Telefon und via Internet mit Hilfe von Skype-Telefonie. Beim letzten Interview handelte es sich um ein Paarinterview. Vor der Durchführung der Interviews wurde jeweils um Erlaubnis gefragt, das Gespräch auf Tonband aufzunehmen, was alle bejahten. Es wurde ebenso versichert, dass die Anonymität gewahrt würde, eine Vorgehensweise, die als selbstverständlich angenommen wurde. Alle Interviews begannen und endeten mit einer Danksagung. Die ersten beiden Interviews wurden auf Deutsch geführt, das Paarinterview auf Französisch. Alle Interviews fanden zwischen März 2012 und Juli 2013 statt.

5.5. Datenaufbereitung

Das gesammelte Datenmaterial wurde nach der Aufnahme transkribiert. Um den Inhalt des verbal erhobenen Materials zu vergegenständlichen, wurde die Form der literarischen Umschrift gewählt. Durch die schriftliche Fixierung wird „das vergangene Gespräch [...] in der Gestalt des Transkriptes gegenständlich“ (Fuß & Karbach 2014: 16). Dadurch soll die Basis für eine wissenschaftliche Analyse gelegt werden. Die Übertragung erfolgte in der

Sprache, in der die Interviews stattfanden. Redeflussunterbrechungen und längere Sprechpausen wurden durch Suspensionspunkte (...) festgehalten. Lautäußerungen, die wichtig erschienen, wurden wörtlich ausformuliert und in Doppelklammern notiert. Einwürfe der jeweils anderen GesprächsteilnehmerInnen wurden in Klammern festgehalten.

Jedes Transkript enthält eine Nummer, das Aufnahmedatum, die Dauer des Interviews und einige allgemeine Informationen über die befragten Personen. Zur Gewährleistung der Anonymität wurden Personencodes zugeteilt. Die befragende Person erhielt den Code I und die Befragten die Codes S, D1, D2, D3. Dabei entspricht das Genus nicht dem Geschlecht der Interviewten. Um die Sprechereinheiten voneinander zu unterscheiden, wurden die Äußerungen der befragten Personen in Kursivschrift kenntlich gemacht. Sprecherwechsel wurden durch einen Absatz dargestellt.

6. Ergebnisse

Für die Analyse wurden die Aussagen nach Thematik gruppiert und beschrieben. Somit konnten anhand der aus den Transkriptionen entnommenen Inhalte relevante Kategorien gebildet werden, die Einblicke in die Ausbildungszeit und den Berufsalltag blinder DolmetscherInnen geben.

Im Folgenden werden die entstandenen Kategorien mit den dazugehörigen paraphrasierten Aussagen der Interviewten (teilweise auch zitiert) entsprechend den Forschungsfragen vorgestellt.

6.1. Gründe für die Berufswahl ‘DolmetscherIn’

Die Frage nach den Beweggründen für die Wahl einer Laufbahn als DolmetscherIn wurde im Regelfall am Anfang des Interviews behandelt, da die InterviewteilnehmerInnen ihre persönlichen Erlebnisse meist chronologisch darstellen. Mithilfe dieser Frage sollten Rückschlüsse auf die Motive blinder Personen, in diesem Arbeitsbereich tätig zu sein, gezogen werden.

S erzählt, dass sie sich aufgrund „ihrer Situation“ schon seit ihrer Jugend Gedanken über die Zukunft und ihren beruflichen Werdegang machen musste. Sie wünschte sich, einen Beruf auszuüben, der es ihr erlaubte, neue Sprachen zu lernen, die vorhandenen Sprachkenntnisse zu verbessern und viel zu reisen. Und wenn dadurch noch ihre Existenz gesichert würde, wäre das ihrer Ansicht nach die perfekte Wahl. Schon als Jugendliche fand sie den Dolmetschberuf sehr interessant. Außerdem hatte dieser Beruf für sie etwas Faszinierendes und Glamouröses zugleich. Sie wusste schon früh, dass sie ihre Leidenschaft für Sprachen dazu verwenden wollte, zwischen Menschen verschiedener Kulturen zu vermitteln. Ihre „geerbte“ Affinität zu (Fremd-)Sprachen wurde von ihren Familienmitgliedern bereits im frühesten Kindesalter gefördert. Schon damals wurde ihr einmal wöchentlich privater Sprachunterricht erteilt. Ihr Sprachtalent bescherte ihr die Möglichkeit, eine deutschsprachige Schule im eigenen Heimatland zu besuchen. Dadurch profitierte sie vom multikulturellen Miteinander im fremdsprachigen Unterricht. Diese Bildungsanstalt war S zufolge sehr beliebt und genoss einen „ziemlich gut[en] Ruf“. Man hatte dort die Möglichkeit, die Muttersprache zu pflegen und sich gleichzeitig intensiv mit der Anwendung einer Fremdsprache zu beschäftigen.

Auch bei D1 war die Vorliebe für fremde Länder und Sprachen entscheidend. Eine Vorliebe, die sich besonders während der Schulzeit herauskristallisierte. Nach dem Abitur suchte sie nach Ausbildungsmöglichkeiten im Sprachenbereich, die ihr ermöglichen sollten, ihre Sprachbegeisterung zum Beruf zu machen. Zu den Studienangeboten gehörte auch das Dolmetschstudium, für das sie sich auch entschied.

D2 und D3 erzählen, dass sie durch das Interesse an Fremdsprachen, Kulturen und Kommunikation auf den Dolmetscherberuf kamen. D2 unterstreicht, dass sie sich schon als Kind für fremde Sprachen interessierte und dass sie es liebte, fremde Länder zu bereisen. Der genauere Wunsch, DolmetscherIn zu werden, entwickelte sich dennoch erst im Laufe der Zeit. Beide InterviewpartnerInnen entschieden sich nach dem Schulabschluss für einen philologischen Studiengang und übten danach den Beruf eines/einer SprachlehrerIn aus. Erst als sie beide als LektorInnen für Französisch im Ausland tätig waren und dort an der Universität einen Dolmetschkurs belegten, kam die Idee, ihre Sprachkenntnisse in diesem Bereich einzusetzen. D3 betont, wie glücklich sie heute mit dieser Entscheidung ist, und bezeichnet den Dolmetschberuf für Blinde und Sehbehinderte als Traumberuf.

Die Auseinandersetzung mit den Aussagen aus der Anfangspassage zeigte, dass die Faktoren, die bei der Entscheidung für die Studien- und Berufswahl eine Rolle spielten, in zwei Kategorien geteilt werden können. Zum einen waren es die eigenen Interessen und Vorlieben, das besondere Sprachgefühl (die sogenannte Begabung), die Freude am Verreisen sowie das berufliche Prestige und nicht zuletzt auch der Einfluss der Familie. Zum anderen war es das Bewusstsein, dass manche Berufe aufgrund des fehlenden Sinnes nicht ausgeübt werden können. In diesem Zusammenhang ist es wichtig anzumerken, dass sich Blinde schon in der Schulzeit mit der Zukunftsplanung auseinandersetzen. Ihnen ist bewusst, dass Sehenden alle Berufsmöglichkeiten zur Verfügung stehen und dass sich diese anhand ihrer Vorlieben und Talente, ihrer persönlichen Gründe und der regionalen und ökonomischen Nachfrage frei entscheiden können. Blinde stoßen hingegen auf gewisse Einschränkungen, und zwar dort, wo das Sehen unabdingbar ist. Sie wissen, dass sie eine auf sie abgestimmte Berufsrichtung einschlagen müssen, bei der sie ihre Talente und ihre individuellen Fähigkeiten und Möglichkeiten zu ihrem Potenzial machen. Die Erfahrungen zeigen, dass Blinde durch ihre gewohnte Hinwendung zur akustischen Wahrnehmung und durch ihr situationsbedingt spezifisch trainiertes Gedächtnis für das Erlernen von (Fremd-)Sprachen besonders prädestiniert sind. Bei der Wahl einer akademischen Ausbildung ist die Entscheidung für ein Dolmetschstudium somit naheliegend.

6.2. Besonderheiten im Studienalltag

In diesem Abschnitt geht es um allgemeine und dolmetschspezifische Hürden im Studienalltag.

6.2.1. Probleme

Bei den Befragten herrscht Konsens darüber, dass das Studium für blinde Studierende aufgrund ihrer spezifischen Einschränkungen, an notwendiges Informationsmaterial gelangen zu können, ein aufwendiges Unterfangen darstellt. Das Beschaffen oder Lesen von Literatur, Skripten, Unterrichtsmitschriften sowie das Kopieren der notwendigen Unterlagen stellt für Studierende mit normalem Sehvermögen keinen großen Aufwand dar. All das, was für sehende Studierende zum ganz normalen Studienalltag gehört, ist für Blinde mit viel Aufwand verbunden.

S betont, dass sie während des Studiums viel Zeit in die Aufbereitung ihrer Studieninhalte investieren musste. Aufgrund der Tatsache, dass Studienmaterialien nicht als Digitalversion oder Brailledruck vorhanden waren, musste sie das schriftliche Material mit den zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln in einer für sie lesbaren Form aufbereiten oder im Falle von 'unlösbaren Situationen' auf fremde Hilfe zurückgreifen. Für die Aufbereitung von Handouts, Power-Point- oder Overheadfolien verwendete sie oft einen Scanner. Als weitere Unterstützung dienten der Computer mit der dazugehörigen Braillezeile und Sprachausgabe und die persönliche Hilfe sehender KollegInnen.

Auch D1 vertritt die Meinung, dass das größte Problem des Studiums in der Beschaffung und Aufbereitung der Studieninhalte lag. Erwähnt wurde hierbei, dass sie oft bestimmte notwendige Studiensmaterialien selbst vorbereiten musste. Eine Handlungsweise, die nicht immer funktionierte und die ein zusätzliches Agieren verlangte.

Das größte Hindernis ... war die Unterlagen für's Lernen vorzubereiten ... die zu finden ... Also vieles musste ich einfach selber scannen. Beziehungsweise die einfach vorlesen lassen ... Und ... Es kam immer drauf an. Wenn es gut zu scannen ging, dann habe ich das gescannt [...] Wenn es ja schlechte Fotokopien waren, was ziemlich oft vorgekommen ist ... dann ging es einfach doch schneller sich das vorlesen zu lassen. Also aber so dass die Unisachen in Blindenschrift zur Verfügung gestellt wurden, war gar nicht. Ich musste das alles selber ... alles aufbereiten. Und das ja ... Das nimmt schon einige Zeit in Anspruch.

D3 ist der Auffassung, dass jedes Studium seine Hürden mit sich bringt. Ferner vertritt sie die Ansicht, dass man sich diesen Herausforderungen stellen muss, wenn man davon überzeugt ist. Sie erwähnt auch, dass die Herausforderungen nicht immer leicht zu bewältigen sind und ein verstärktes Bemühen erfordern.

Als besondere Erschwernis empfindet D2 den enormen Arbeitszeitaufwand, den Blinde in die Aufbereitung (Audiodatei oder Übertragung in Blindenschrift) der Lerninhalte investieren müssen, wenn diese nicht in einer Screenreader-tauglichen Form vorliegen. Das erfordert von den Studierenden viel Energie und ein überlegtes Zeitmanagement.

Zusätzlich spricht S eine weitere Hürde an, und zwar die räumliche Orientierung auf dem Campus-Gelände. Im Studienalltag kann diese laut S nicht immer problemlos erfolgen. Die befragte Person beschreibt ihre Erfahrungen diesbezüglich wie folgt:

Wenn man nicht sieht, ist es schwierig, zu einer komplexen Vorstellung zu kommen. Also ich weiß zum Beispiel nicht wie unser Unigebäude aussieht. So im Ganzen und Großen. Ich hab's nie das von der Entfernung gesehen [...]

[...] ich weiß zum Beispiel, wo eine Tür ungefähr ist, aber meistens kann ich nicht sagen, ob die Tür ganz offen oder halb offen ist. Es passiert mir sehr oft, dass ich gegen die Tür laufe, da ich die Spalte nicht gut abschätzen kann. Das kann man nicht jederzeit erkennen.

[...]es ist mir schon ganz oft passiert, dass ich ...also da hast du ja die Treppen sozusagen das Treppenhaus...geht da so schräg hinauf. Das ist auch gefährlich, weil man da gehen und mit dem Kopf das erwischen [...] das ist ganz unangenehm.

[...]manchmal habe ich das Problem den Weg hinunter zu finden, weil hier es so balkonartig ist... und manchmal bin ich [...] wie in einer Falle.

Des Weiteren berichtet sie, dass sie eine Lehrveranstaltung versäumte, weil sie wegen ihrer Blindheit den richtigen Lehrsaal nicht finden konnte. Ein andermal hatte die Lehrveranstaltung schon angefangen und aus Schamgefühl und Unbeholfenheit, in dem vollen Saal noch einen Platz suchen zu müssen, verzichtete sie auf die Teilnahme.

Hinsichtlich der Frage nach den dolmetschspezifischen Herausforderungen im Studium sind alle Befragten übereinstimmend der Meinung, dass sowohl sehende als auch blinde Studierende ähnlichen studienspezifischen Herausforderungen gegenüberstehen. Unterschiedlich sind jedoch die Arbeitsmethoden und die Problemlösungsstrategien. Um die erforderliche translatorische Kompetenz zur Ausübung des Berufes erwerben zu können, setzen sich Dolmetsch-Studierende systematisch mit verschiedenen mentalen Prozessen

auseinander, wie aktivem und bewusstem Zuhören beziehungsweise Verstehen, Memorieren, Analyse, sowie auch mit der „Fähigkeit, die verarbeiteten Informationen sicher und angemessen in der Zielsprache“ darzustellen (Schmitt 2006: 2). Erlernen und Ausbau dolmetschspezifischer Techniken werden je nach Arbeitsweise verschiedenartig betrieben, denn die Dolmetschmodi unterscheiden sich sowohl „in ihren prozessualen Abläufen“ als auch „in den jeweiligen Anforderungen“ (Kalina 1998: 237). So teilen die InterviewpartnerInnen mit, dass sie je nach Kommunikationssituation und Dolmetschmodus unterschiedlich handeln müssen.

D2 kann sich genau an die Gefühle erinnern, die sie in der ersten Konsektivdolmetsch-Stunde hatte. Ihr war sofort bewusst, dass sie eine braillebasierte Notizentechnik (ausgehend von den blindenspezifischen Hilfsmitteln) entwickeln musste, die ihrem Gedächtnis schnell helfen kann, wenn es an die Grenzen seiner Kapazität gerät. In dieser Hinsicht merkt sie an, dass auch ihre sehenden KollegInnen vor derselben Aufgabe standen. Auch diese mussten ein eigenes Notationssystem entwickeln und lernen, denn die Notizen könne man überhaupt nicht standardisieren. Dennoch müssen blinde Studierende für die Erarbeitung ihrer eigenen Notizen viel mehr Zeit, Energie, Erfindungsreichtum und Willensstärke einbringen als sehende Dolmetsch-Studierende. Was blindheitsbedingte Einschränkungen beim Notieren betrifft, erwähnt D3 die Unmöglichkeit Symbole, Zeichnungen oder Bezugspfeile zu verwenden, denn weder Braillezeile noch Sprachausgabe können diese graphischen Elemente darstellen. Des Weiteren wies sie auf das Fehlen einer besseren Übersichtlichkeit ihrer Notizen durch vertikale Stufenanordnung hin. Dadurch, dass die zur Verfügung stehenden technischen Hilfsmittel die Notationselemente nur in linearer Form und zwar nach der Struktur der ausgangssprachlichen Rede wiedergeben können, sind Blinde vor die Tatsache gestellt, sich mit der erfassten Information schrittweise und zwar horizontal beziehungsweise Zeile für Zeile auseinanderzusetzen. Das Erfassen der globalen Struktur der Notizen, wie dies für Sehende möglich ist, ist daher nicht ausführbar. Obwohl die Befragte der Meinung ist, dass graphische Elemente und eine gewisse Anordnung hilfreich sein könnten, empfindet sie diese Einschränkungen bei der Notation nicht als Benachteiligung, denn sie könne für diese Inhalte andere Lösungen finden.

Auch D1 teilt mit, dass sie sich mehr oder weniger selbst in die Grundlagen der Notizentechnik einarbeiten musste. Sie erzählt, dass die Unterrichtenden im Rahmen des Konsektivdolmetschunterrichts die Notizentechnik nicht explizit thematisierten, sondern nur am Rande ansprachen. Demzufolge musste jede/r seine/ihrer eigene Technik entwickeln. Dennoch bekamen sie Hinweise auf gängige Notizentechnik-Lehrbücher, die man sich anschauen konnte, um Anregungen über sinnvolle Abkürzungsverfahren, Sprach- und

Schriftsysteme zu gewinnen. Des Weiteren weist sie darauf hin, wie wichtig es sei, eine gut funktionierende Notizentechnik zu haben. In dieser Hinsicht spricht sie neben Individualität weitere Grundprinzipien der Notizentechnik wie schnelle Erfassbarkeit und Ökonomie an und betont, wie wichtig es ihrer Meinung nach ist, dass die Notizen die Dolmetschleistung nicht beeinträchtigen. Für das Notieren verwendet sie ein elektronisches Brailleaussgabegerät (Braillenotizgerät) ohne Sprachausgabe. Allerdings besitzt das Braillenotizgerät ihr zufolge einen Nachteil, weil die Arbeit damit für eine zu dolmetschende Situation zu langsam sei. Als Grund dafür gibt sie die Tatsache an, dass das schrittweise Lesen der Notizen in Braille zu einem großen Zeitverlust führt. In diesem Zusammenhang betrachtet sie ihr Konsekutivdolmetschen als langsam, weil sie „mit diesem Computer den Text nicht als Ganzes überfliegen konnte. Man konnte nur eine Zeile also so viel wie auf dieser Braillezeile darauf war, lesen“.

S berichtet, dass sie bis dato beim Dolmetschen keine Notizen verwendet und sich ausschließlich auf ihr Gedächtnis verlassen hat. Sie war mit einer Arbeitsweise ohne Notizen bislang erfolgreich, da sie nur kurze Redepassagen zu dolmetschen hatte und sich offensichtlich noch mit keinen so hohen Anforderungen, wie sie in einer professionellen Dolmetschsituation vorkommen können, konfrontiert sah. Außerdem hatte sie die Möglichkeit, dem/der RednerIn Fragen zu stellen, falls sie irgendetwas nicht verstanden hatte oder ihr irgendetwas entfallen war. S betont ebenso, dass sie ihrem Gedächtnis eine sehr große Rolle beim Dolmetschen einräumt. Genau wie D2 spricht sie die Grenzen der technischen Lösungen an und unterstreicht dabei, dass die eingesetzten Erkennungsprogramme piktographische Symbole nicht erkennen und diese weder auditiv noch taktil zugänglich machen können. Ein weiteres Problem, das sie anspricht, ist die räumliche Anordnung. In diesem Zusammenhang äußert sie sich wie folgt:

Also...einerseits sind die Zeichen ein Problem und andererseits die Raumordnung. Weil es zeigt alles linear an. Das heißt Zeile nach Zeile, von Oben nach Unten. Und ich habe nicht wirklich eine Vorstellung von der Raumordnung der Seite. [...] zum Beispiel wie weit die Zeichen voneinander sind oder wie es einfach angeordnet ist ...auf der Seite.

D3 ist der Meinung, dass das Notieren an sich keine Probleme bereitet, sofern die dafür notwendige Braille-Technik von AnwenderInnen beherrscht wird. Darin und in der vergleichsweise langsameren Lesbarkeit liegen zusätzliche Herausforderungen.

Den Äußerungen der Befragten ist ferner zu entnehmen, dass beim Simultandolmetschen keine auf Blindheit zurückzuführenden Divergenzen zwischen blinden und sehenden Studierenden bestehen. So wurde diesem Aspekt in den Interviews seitens der Befragten keine besondere Aufmerksamkeit zuteil.

Dass Blinde beim Simultandolmetschen vor denselben Herausforderungen wie ihre sehenden KollegInnen stehen, wird von D2 und D3 wie folgt hervorgehoben:

D2 Un non-voyant n'a pas en simultanée en tout cas plus de difficultés que les voyants.

D3 Pour la simultanée ... je crois pas qu'on ait vraiment des difficultés spécifiques aux non-voyants.

D1 stuft die simultanen Dolmetschübungen als viel einfacher ein als die konsekutiven. Als Begründung dafür wird angegeben, dass beim Simultandolmetschen die Anwendung von Notizentechnik nicht notwendig sei.

Dadurch, dass S noch nicht so weit in ihrer Ausbildung ist und über keinerlei Erfahrung diesbezüglich verfügt, kann sie zum Thema Simultandolmetschen (noch) nichts berichten. Sie äußert sich dennoch zuversichtlich und ist der Ansicht, dass man sich diese Technik mit entsprechenden Übungen und gezieltem Training gut aneignen kann. Man solle diese Technik so trainieren, wie die SportlerInnen ihre Fähigkeiten trainieren.

6.2.2. Lösungsansätze

Dieser Abschnitt widmet sich der Frage, wie blinde Studierende die Herausforderungen des Studienalltags bewältigen.

Auf die Frage nach Lösungsmöglichkeiten geben alle Befragten an, dass die technischen Errungenschaften im Bereich der Hilfsmittel ihnen sowohl im Studium als auch im Alltag sehr viel Arbeitserleichterung gebracht hätten. Die technischen Hilfsmittel wie Braillezeile, Screenreader, Scanner, Diktiergeräte, Computer oder Smartphones sind aus dem Leben blinder Studierender nicht mehr wegzudenken und bieten sich als unterstützendes kompensatorisches Arbeitsmittel hervorragend an.

D2 sieht speziell entwickelte Soft- und Hardware als besonders wichtig für eine selbstbestimmte und chancengleiche Teilnahme am öffentlichen Leben an. Dabei betont sie, dass Blinde vom technologischen Fortschritt in ganz besonderer Weise profitieren. Durch die

technischen Innovationen der heutigen Zeit hätten die Betroffenen zahlreiche Zugangsmöglichkeiten zum Bildungsangebot, außerdem leisten diese einen wichtigen Beitrag zur Inklusion.

Auch D3 betont in ihrer Aussage, dass die modernen Technologien als kompensatorische Hilfsmittel für Blinde unabdingbar sind und über die Jahre zu einer wesentlichen Wissens- und Perspektivenerweiterung beigetragen haben. Zu den von ihr herangezogenen Hilfsmitteln gehören vor allem ein entsprechend ausgestatteter Laptop sowie ein Handy, Braillegerät, Scanner und Diktiergerät.

S kann sich einen Studienalltag ohne die technologischen Errungenschaften beziehungsweise ohne ihren Computer und die dazugehörige Soft- und Hardware nicht vorstellen. Ihrer Aussage ist ebenso zu entnehmen, dass die technischen Anforderungen in manchen Situationen nicht alleine zu bewältigen sind. So sehen sich Blinde ihr zufolge vor ganz neue Herausforderungen und Bewährungsproben gestellt.

Von allen Interviewten wird angesprochen, dass die persönliche Hilfestellung durch sehende Mitstudierende oder Lehrende bei der Bewältigung mancher Aufgaben von wesentlicher Bedeutung bleibt. Diesbezüglich wurden jedoch persönlich unterschiedliche Erfahrungen gemacht.

D1 erzählt, dass ihre KollegInnen ihr immer geholfen hatten, wenn sie darum gebeten hatte. Die ihr notwendig erscheinende Unterstützung von Seiten ihrer DozentInnen erlebte sie personenbezogen unterschiedlich. Wenn es ihr aber gelang, ihre spezifischen Bedürfnisse direkt im persönlichen Gespräch zu vermitteln, dann konnten in der Regel für sie zufriedenstellende Lösungen gefunden werden.

Ähnliches erfuhr auch S. Einerseits durch die aktive Unterstützung von KollegInnen, welche halfen, Lernunterlagen in geeigneter Form durch computerbasierte Mitschriften oder Sprachdateien zu beschaffen. Andererseits wurden jedoch nicht immer bereits vorhandene digitalisierte Lernunterlagen von den DozentInnen aus der Hand gegeben. Bei den Prüfungen hingegen war es üblich, gut zugängliche Textdateien zu bekommen, wodurch eine unmittelbare Lösung der Aufgaben ermöglicht wurde.

Laut D2 begegnen blinde Studierende zusätzlichen blindenspezifischen Herausforderungen im Studium. Durch den Einsatz der Braillezeile sowie technologischen Hilfsmitteln und nicht zuletzt durch die Unterstützung hilfsbereiter Menschen können diese Hürden überwunden werden. So seien schlussendlich die Anforderungen an blinde Studierende nicht als wesentlich höher oder gar unüberwindbar zu sehen, so lange entsprechende Hilfeleistung bei Lern- und Prüfungssituationen erfolge. Als wesentlichste

Erleichterung sieht sie die Umsetzung der Unterlagen in Brailleschrift oder die Verfügbarkeit von Dateien in digitalisierter, Screenreader-fähiger Form.

Große Zufriedenheit äußerte D1 darüber, wenn die für den Unterricht notwendigen Lernmaterialien rechtzeitig bereitgestellt wurden. Eine weitere wesentliche Arbeits-erleichterung – welche jedoch nicht nur für Blinde zutreffend erscheint – war für sie durch im Voraus zur Verfügung gestellte Vokabeln gegeben.

Bezüglich der Frage nach den verwendeten Hilfsmitteln bei den Lehrveranstaltungen zum Konsekutivdolmetschen gaben die Befragten wie oben erwähnt an, dass sie aufgrund des fehlenden Sehsinnes vom Notizblock und Kugelschreiber keinen Gebrauch machen können. Dafür müssen sie beim Notieren auf vorhandene blindenspezifische Hilfsmittel zurückgreifen und erarbeiteten sich die folgenden Lösungsansätze.

So erzählt D1, dass sie in ihren Lehrveranstaltungen zum Konsekutivdolmetschen ein elektronisches Braillenotizgerät ohne Sprachausgabe verwendete. Das bedeutet, dass sowohl die Eingabe als auch das Lesen der Notizen taktil über die Brailletastatur erfolgten. Es scheint hierbei, dass die taktile Ausgabe der Spachausgabe vorzuziehen ist, da die notierten Informationen bei richtig angewendeter Notizentechnik eine geringere Fehlerquote aufweisen.

D2 und D3 sprachen im Interview oft über Computer und Brailleausgabegerät. Aufgrund ihres Alters und der bereits langjährigen Ausübung des Dolmetschberufes ist es nicht auszuschließen, dass diese Interviewten in der Dolmetschausbildung auch andere der damaligen Zeit entsprechende blindenspezifische Geräte, wie beispielweise Sticheltafel oder Punktschriftmaschine benutzt oder wenigstens ausprobiert haben.

Von S wird ein Aspekt angesprochen, der in der Fachliteratur als alternative Möglichkeit zur Notizentechnik bei Konsekutivverdolmetschungen gesehen wird (siehe Kapitel 4.2.1.3.): Sie könne sich für ihre zukünftige Arbeitsweise vorstellen, die ausgangssprachliche Rede auf Tonband aufzunehmen und sie anschließend basierend auf der Aufnahme in der Zielsprache wiederzugeben.

Im Hinblick auf die Frage, was und wie genau notiert wird, gibt D1 an, dass sie am Anfang der Ausbildung versuchte, so viel wie möglich zu notieren. Im Laufe der Zeit hätte allerdings die Quantität der Notizen drastisch abgenommen. Bei ihren Notizen handelt es sich um ein Kürzungssystem basierend auf Abkürzungen jeglicher Art, welche mit Hilfe des verwendeten Braillenotizgerätes dargestellt werden konnten. Allerdings erwähnt sie nicht, ob es sich dabei um Kürzel aus der Blindenkurzschrift oder um mehr oder weniger ausgeschriebene Wort-/Silbenkürzungen, mathematische Zeichen oder Satzzeichen handelt. Nichtsdestotrotz ist hier anzumerken, dass Blinde durch die Verwendung der

Braille(kurz)schrift bereits einer Art des Notierens mächtig sind, die ihnen beim Konsektivdolmetschen zugutekommt. Dadurch, dass dieses Schriftsystem verschiedene Zeichen und Symbole darzustellen erlaubt, können Blinde problemlos viele dieser Punktekombinationen für ihre Notizentechnik verwenden.

Das von D2 angewandte Notizensystem besteht aus selbst entwickelten Abkürzungen, die in einer von ihr nachvollziehbaren Struktur gegliedert sind. Dabei betont sie, dass die Notizen das Gedächtnis stützen sollen und nicht dafür da seien, es zu ersetzen. Zu den von ihr notierten Redeelementen gehören bedeutungstragende Wörter in Form von Zahlen und Nomen.

D3 erzählt, dass ihr Notationssystem aus Kürzel, Buchstaben und Interpunktionszeichen beziehungsweise aus all jenen Symbolen, die auf einer Computertastatur zu finden sind und vom Screenreader erfasst werden können, besteht. Allerdings geht aus ihrer Aussage nicht hervor, ob die Notizen-Eingabe über eine handelsübliche Computertastatur oder Braillezeile erfolgt.

Allen Interviewten ist gemein, dass sie ein eigenes, horizontal strukturiertes Notizensystem entwickelten. Da sie nur manche der in der Fachliteratur für Sehende vorgeschlagenen Notationselemente verwenden können, müssen sie bei der Anfertigung ihrer Notizen sehr erfinderisch sein. Dabei greifen sie auf jene Abkürzungen, Zeichen und Symbole zurück, die von den herangezogenen technischen Hilfsmitteln problemlos dargestellt werden können. Zu den notierten Informationen geben die Befragten an, dass sie sich auf diejenigen bedeutungsrelevanten Wörter beschränken, die nicht so leicht im Gedächtnis zu behalten sind, und zwar auf Namen, Zahlen, logische Verbindungen usw. Im Hinblick auf die verwendete technische Unterstützung bei (Lehrveranstaltungen zum) Konsektivdolmetschen wurde der Computer/Laptop in Kombination mit Braillezeile und Braillenotizgeräten genannt.

In den Lehrveranstaltungen zum Simultandolmetschen werden, wie in Kapitel 4.2.1.2. dargestellt, dolmetschrelevante Fertigkeiten durch gezieltes Erlernen und ausgiebiges Üben erworben und trainiert. Beim Lernprozess müssen sich blinde angehende DolmetscherInnen wie ihre sehenden KollegInnen mit dem nahezu gleichzeitigen Zuhören, Verstehen, Reproduzieren und Präsentieren des Redetextes unter zeitlichem Druck auseinandersetzen.

Bezüglich der Vorbereitung auf die Simultandolmetsch-Lehrveranstaltungen berichtet D1, dass der Ablauf unterschiedlich war. Manchmal wurde das Thema der Dolmetschung von den DozentInnen schon einige Tage vor der Lehrveranstaltung bekanntgegeben. Das gab den Studierenden die Möglichkeit, sich zwei oder drei Tage vorher einzulesen und sich so das nötige Fachwissen und -Vokabular anzueignen. Da D1 in ihrer Studienzeit noch nicht die

jetzigen Möglichkeiten des Internets zur Verfügung standen, arbeitete sie viel mit Wörterbüchern auf CDs und mit diversen (Zeitungs-)Artikeln. Es gab ebenso Situationen, in denen die Studierenden das Thema erst am Anfang der Übungsstunde erfuhren, aber dafür einige relevante Vokabeln aus der zu dolmetschenden Rede genannt bekamen. Die zuletzt genannte Vorgehensweise erwies sich für D1 als besonders hilfreich. Dadurch, dass sie schon die wichtigsten Fachtermini kannte, konnte sich während der Verdolmetschung mehr auf die gleichzeitig zu leistenden Handlungsabläufe konzentrieren. Auch beim Dolmetschen selbst unterscheidet sich ihre Arbeitsweise nicht von der ihrer sehenden KollegInnen. Sie hat „einfach wie jeder andere die Rede über Kopfhörer gehört und sie gleichzeitig gedolmetscht“.

Auch für D3 war es selbstverständlich, sich sehr sorgfältig und mit viel Disziplin im Hintergrund auf die Simultandolmetsch-Lehrveranstaltungen vorzubereiten. Dabei griff sie oft auf verschiedene aufgenommene Reden zurück, die sie sich zum Beispiel im Sprachlabor anhören konnte. Des Weiteren hebt sie hervor, wie nützlich es für sie war, vor allem Texte in unterschiedlichen Sprachregistern zu lesen, sowohl in der Muttersprache als auch in ihren weiteren Arbeitssprachen. Sie nutzte für ihre Vorbereitungen auch akustisch-auditive Kommunikationshilfen (siehe Kapitel 3.2.3.), indem sie sich fremdsprachige Radiosendungen anhörte. Bei all dem halfen ihr auch besonders ihre vielfältigen Interessen und ihre ausgeprägte Neugierde.

6.3. Besonderheiten im Berufsalltag

Die Frage nach den Besonderheiten des Berufslebens gab den Interviewten die Möglichkeit, ihre diesbezüglichen Erfahrungen mitzuteilen. So führte die Auseinandersetzung damit zu folgenden Ergebnissen (es wurden nur die Angaben der langjährig berufserfahrenen DolmetscherInnen herangezogen).

6.3.1. Anforderungen

Das Dolmetschen im öffentlichen oder privaten Bereich sowie das Dolmetschen für verschiedene politische/wirtschaftliche Organisationen und Institutionen erfordert eine professionelle und gezielte Vorbereitung. Eine unzureichende inhaltliche und fachliche Vorbereitung führt primär zu einer fehlerhaften Verdolmetschung. Da auch blinde DolmetscherInnen beim Simultandolmetschen im Team arbeiten, würde darüber hinaus auch die

Teamarbeit in der Kabine leiden. Wie D2 betont, könne man ja nicht die Zeit damit verbringen, dem/der KabinenpartnerIn laufend mit den benötigten Wörtern auszuhelfen zu müssen.

Um sich in das Thema des Dolmetscheinsatzes einarbeiten zu können, benötigen DolmetscherInnen unter anderem die Redemanuskripte sowie das Fachinformationsmaterial. Problematisch in diesem Zusammenhang sieht D2 Situationen, in denen die erforderlichen Dokumente erst unmittelbar vor Vortragsbeginn und vielleicht nur in Schwarzschriftform zur Verfügung gestellt werden. Eine solche Situation führt im Falle einer Fachtagung unweigerlich zu terminologischen oder verstehensbedingten Schwierigkeiten.

Es erscheint D3 unprofessionell, wenn blinde DolmetscherInnen über mangelhafte technologische Kompetenzen verfügen, da das alltägliche Berufsleben eines/einer DolmetscherIn von technologischen Errungenschaften begleitet wird. Sowohl in der Vorbereitungsphase auf einen Dolmetscheinsatz als auch während einer Verdolmetschung müssen blinde DolmetscherInnen auf herkömmliche Technologien zurückgreifen, um diesen Beruf effizient und eigenständig ausüben zu können. Unzureichendes technisches Wissen würde sich in der Ausübung dieser Berufstätigkeit sehr negativ auswirken.

Etwas einschränkend aber dennoch gut lösbar findet D1 Dolmetschsituationen, bei denen die RednerInnen mit vielen visuellen Elementen beziehungsweise mit graphischen Strukturen arbeiten – das seien Elemente einer Kommunikationsform, die sie nicht wahrnehmen könne.

Eine weitere Besonderheit, die im Zuge der Interviews angesprochen wurde, ist die Schwierigkeit, sich angstfrei und selbständig in neuen Situationen mit unbekannten räumlichen Gegebenheiten orientieren zu können. Der Dolmetschberuf setzt oftmalige Ortswechsel und häufige Reisetätigkeit voraus. So sei in diesem Zusammenhang laut D3 für blinde DolmetscherInnen besonders wichtig, sich selbstsicher alleine zurechtzufinden und Problemlösungsstrategien gegebenenfalls rasch einsetzen zu können.

Ein Aspekt, der von D1 thematisiert wird, bezieht sich auf die Einstiegsmöglichkeiten blinder DolmetscherInnen in den Beruf. Die Suche nach einer festen Anstellung prägten Frustrationserfahrungen, denn viele ArbeitgeberInnen hatten ihr zufolge Hemmungen, Blinde einzustellen. Es käme häufig nur bis zum Vorstellungsgespräch. Zudem geht sie auch auf die Schwierigkeit einer fixen Anstellung im öffentlichen Dienst oder in Ministerien ein, obwohl in diesem Tätigkeitsbereich die Nachfrage nach DolmetscherInnen groß wäre.

6.3.2. Lösungsansätze

Bei den Schilderungen über die Erfahrungen im Berufsalltag wurde deutlich, dass für D2 ein hohes Maß an Selbstdisziplin und Organisation von großer Bedeutung ist. Nur so könne man sich entsprechend auf die Dolmetscheinsätze vorbereiten. Sie hält die Notwendigkeit eines gewissenhaften und ausführlichen Einarbeitens in die Fachterminologie fest. Das Zeitmanagement der Vorbereitungen entscheidet D2 gerne selbst. Auch ihre langjährige Berufserfahrung, betont sie, trägt zur erfolgreichen Bewältigung schwieriger Dolmetschsituationen wesentlich bei.

D2 zufolge zwingt das Fehlen des Sehsinnes Blinde dazu, mehr Aufwand und Konzentrationskraft aufbringen zu müssen, um die vorhandenen Sinne wirkungsvoller und schöpferischer einsetzen zu können. Sie ist sich ebenso der Tatsache bewusst, dass das Gehirn beziehungsweise ihre Konzentration Auszeiten braucht. Die Ruhepausen erziele sie durch einen gesunden Lebensstil. Für sie hat sich der Zeitpunkt des Zubettgehens und Aufstehens als entscheidend für ihre Leistungsfähigkeit erwiesen. Zu spätes Zubettgehen und verlorene Nächte durch Discobesuche sind ihr zufolge kontraproduktiv und schädlich. In diesem Zusammenhang betont auch D3, dass Überbeanspruchung der Aufmerksamkeit die Leistungsfähigkeit stark beeinträchtigt. Sie hebt dabei ebenso hervor, wie wichtig es für blinde DolmetscherInnen sei, auf den Erhalt ihrer Konzentrationsfähigkeit zu achten.

Dass das Gedächtnis eine unabdingbare kompensatorische Rolle im Leben blinder DolmetscherInnen spielt, wurde von allen Befragten übereinstimmend angegeben. Schon im Alltag wird von Blinden ein verstärkter Einsatz ihres Gedächtnisses gefordert. D2 vertritt die Ansicht, dass im Bemühen, die Defizite bei Blindheit auszugleichen, neue Kompetenzen gewonnen werden können. In dieser Hinsicht geht sie auf die Erfahrungen ein, die sie als blinde Studierende an der Universität machte, und erzählt von den Situationen, in denen die Lehrenden irgendetwas an die Tafel schrieben oder zeichneten. Diese visuellen Informationen blieben ihr zunächst einmal vorenthalten. Als blinde Studierende sei man es gewohnt, solche Situationen dennoch zu lösen. Dadurch, dass der Sehsinn fehlt, sei man ihr zufolge zu 100 % auf den Gehörsinn angewiesen. Man habe gelernt, aufmerksamer zuzuhören und die notwendigen Informationen aus dem Gesagten zu gewinnen, vorausgesetzt, das Geschriebene werde durch Erklärungen akustisch unterstützt. Auch im Berufsleben eines/einer Blinden seien derartige Situationen, bei denen Inhalte zum Beispiel mittels Power Point dargelegt werden und nicht visuell wahrgenommen werden können, keine Seltenheit. In diesem Zusammenhang betont D2, dass auch ihren sehenden KollegInnen vergleichbare Situationen nicht erspart bleiben, wenn visuelle Elemente schlecht oder gar nicht sichtbar sind. Das kann

vor allem bei Simultandolmetscheinsätzen vorkommen, wenn die Lage der Kabine den DolmetscherInnen keine freie Sicht auf den/die RednerIn oder auf die in der Präsentation eingesetzten visuellen Elemente erlaubt. In all diesen genannten Situationen können blinde sowie sehende DolmetscherInnen nur die akustischen Informationen heranziehen.

Die Schwierigkeiten, die der Konsekutivdolmetschmodus mit sich bringt, wurden in den Interviews vorwiegend auf den Konsekutivdolmetschunterricht beziehungsweise auf das Erlernen der Notizentechnik bezogen. Hier muss angemerkt werden, dass dieser Modus von blinden DolmetscherInnen kaum praktiziert wird. So betont D2, dass Konsekutivdolmetschungen nur 2 % ihrer Gesamtarbeit ausmachen. Der Grund dafür sei, dass es in ihrem Arbeitsumfeld bei den EU-Institutionen genug andere sehende DolmetscherInnen gibt, die für Konsekutivdolmetschaufträge herangezogen werden können. Man versuche dort, das Leben blinder DolmetscherInnen nicht zu verkomplizieren. In diesem Zusammenhang erzählt D3, dass das Konsekutivdolmetschen in diesem Arbeitsumfeld heutzutage überhaupt weniger ausgeübt wird. Bei Besuchen in Werkstätten oder Schlachthäusern sowie bei anderen Feldmissionen würde dieser Modus aber oft nachgefragt werden. In weiterer Folge spricht D2 eine erlebte Situation an, welche den Einsatz der Konsekutivdolmetschtechnik erfordert hätte. Alternativ dazu löst sie den sich spontan ergebenden Dolmetscheinsatz bei einer Stadtrundfahrt durch Flüsterdolmetschen.

Im Bezug auf die Kompensationsfähigkeit der eingesetzten technischen Hilfsmittel vertreten alle Interviewten die Ansicht, dass die technologischen Innovationen unserer Gesellschaft neue Nutzungsmöglichkeiten für AnwenderInnen eröffnen, welche Menschen mit besonderen Bedürfnissen die Ausübung ihrer Tätigkeit erleichtern. Dabei ist der Einsatz portabler Brailenotizgeräte, Smartphones, Tablets, Computer/Laptops mit Braillezeile und Screenreader eine Selbstverständlichkeit geworden.

Laut D2 erweisen sich digitale Angebote wie Wörterbücher, Terminologiedatenbanken und Nachschlagewerke, die sogar in sämtlichen Sprachen abrufbar sind, als Recherche- und Unterstützungsquellen als unabdingbar. Diese Meinung wird auch von D1 vertreten. Sie erzählt, dass sie für ihre Aufträge ziemlich viel Recherche im Internet betreibe, indem sie nach (Parallel-)Texten zu dem Thema suche. Außerdem verwende sie das Internet, um mit den AuftraggeberInnen in Kontakt zu treten und mehr Informationen zum Dolmetscheinsatz zu bekommen, wie zum Beispiel relevante Textdateien. Im Falle einer Konferenz versuche sie beispielsweise, mit Hilfe der über das Internet zur Verfügung gestellten Kommunikationsmöglichkeiten direkt von den RednerInnen zumindest eine kurze Zusammenfassung der Rede zu bekommen.

Ein Aspekt, der in den Interviews ebenso zu Sprache kam, ist die fehlende Möglichkeit für Blinde, nonverbale Kommunikationsformen wahrzunehmen. Beim Dolmetschen würde diesem Umstand jedoch keine wesentliche Bedeutung zukommen. So berichtet D2, dass es ihr durch die besondere Konzentration auf parasprachliche Zeichen gelinge, viele für sie nicht wahrnehmbare Aspekte einer Gesprächssituation zu erfassen. Es ist ihr ebenso bewusst, dass die GesprächspartnerInnen das Gesagte mit körpersprachlichem Ausdruck begleiten; für sie sei allerdings über die Stimmlage eine emotionale Einschätzung der Gesprächssituation möglich. Wichtig sei es aber schlussendlich, die Aufmerksamkeit auf das Gesagte und Gemeinte zu richten und das zu dolmetschen. Des Weiteren vertritt sie die Meinung, dass die visuelle Einschränkung in manchen Situationen sogar Vorteile bringen kann. In diesem Zusammenhang erzählt sie von der Erfahrung einer sehenden Kollegin, die während der Verdolmetschung von einem Zuhörer derart misstrauisch und kopfschüttelnd angeschaut wurde, dass sie sich extrem verunsichert und gestresst fühlte. Sie wusste nicht, ob ihre Person, ihre Verdolmetschung oder das Thema an sich zu dieser unangenehmen Reaktion führte. Ähnliche Situationen bleiben Blinden erspart, da sie solchen Ablenkungen bei ihrer Arbeit nicht ausgesetzt seien. D3 äußerte sich ebenso über den Stellenwert des fehlenden visuellen Inputs bei der Dolmetschtätigkeit Blinder und betont in ihrer Aussage, dass Blinde diese fehlenden Kommunikationselemente kompensieren müssen. Auch D1 scheint bei Verdolmetschungen besonders von ihrer akustischen Wahrnehmung zu profitieren und berichtet, dass man meistens schon aus dem Klang der Stimme vieles ableiten könne. Die Frage, die sich nach diesen Ausführungen ergibt, ist, inwieweit man von all diesen Informationen Gebrauch machen kann, wenn die akustische Wahrnehmung durch verschiedene Faktoren wie Lärm oder Verständnisprobleme beeinträchtigt wird. Hierbei wird wahrscheinlich auf dolmetschspezifische Strategien zurückzugreifen sein, welche bei der Überbrückung der Situation helfen können.

7. Diskussion und Schlussfolgerungen

Das Ziel dieser Masterarbeit war es, nach Ausführung und Diskussion theoretischer Grundlagen und unter Einbeziehung von Interviews aufzuzeigen, vor welche Herausforderungen blinde Menschen gestellt werden, wenn sie sich für eine Laufbahn als DolmetscherIn entscheiden. Wie gehen sie mit den Problemen und Grenzen im Studien- und Berufsleben um – und welche Lösungen finden sie?

Die Analyse der Interviews mit Betroffenen hat gezeigt, dass blinde Studierende in der Dolmetschausbildung genau wie ihre sehenden KollegInnen jene Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben und vervollkommen müssen und können, die ihnen erlauben, ihren zukünftigen Beruf angemessen und erfolgreich auszuüben (siehe Kapitel 4.2.). Hierfür müssen angehende DolmetscherInnen, wie Kalina (1998) artikuliert, bereits zu Studienbeginn „[...] bestimmte Voraussetzungen mitbringen“ (Kalina 1998: 233), welche die Herausbildung und Entwicklung weiterer relevanter berufsspezifischer Fähigkeiten und Fertigkeiten unterstützen. Die Kategorisierung der Voraussetzungen, die von AnfängerInnen erfüllt werden sollen, wird in der Fachliteratur verschieden gehandhabt. Trotz teils unterschiedlicher Vorstellungen sind sich die Wissenschaftler einig, dass StudienanwärterInnen über eine hervorragende Sprach- und Kulturkompetenz verfügen sollten, da diese die Basis für die Aufnahme eines Dolmetschstudiums darstellt (siehe Kapitel 4.2.). Diese ‘Disposition’ wurde auch von allen Interviewten erfüllt. Laut ihren Ausführungen bewegten primär die sogenannte Sprachbegabung und das Interesse an fremden Sprachen und Kulturen die Interviewten dazu, sich für den Beruf des/der DolmetscherIn zu interessieren. Hinsichtlich weiterer Voraussetzungen hat sich herausgestellt, dass blinde DolmetschanwärterInnen sehr individuell zugeschnittene Arbeitstechniken und -hilfen anwenden müssen, um die Schwierigkeiten des Studien- und Berufslebens selbstständig und selbstbestimmt meistern zu können. Das Fehlen des Sehsinnes verlangt von den Betroffenen, wie in Kapitel 2.2. und 3. erörtert, kompensatorische Lern- und Arbeitstechniken. Im Bestreben, den fehlenden optischen Umweltbezug bestmöglich auszugleichen, konzentriert sich die betroffene Personengruppe auf den vermehrten Einsatz der vorhandenen Sinne. Durch stärkere Inanspruchnahme und intensive Schulung der vorhandenen Wahrnehmungsmodalitäten entwickeln Blinde hochgradige Kompetenzen, welche dazu beitragen, das Fehlen des Sehsinnes großzügig zu kompensieren. Diese Überlegenheit in bestimmten Bereichen des Leistungsvermögens lässt sich Röder & Rösler (2004) zufolge zusätzlich auch anhand der neuronalen Plastizität erklären (siehe Kapitel 2.2.). Eine solche kompensatorische Arbeitsweise hängt jedoch ebenso von weiteren Faktoren ab,

die laut Ghodstinat (1979) „in der gesellschaftlichen Entwicklung und im Wandel der Technik und der Arbeitswelt begründet liegen“ (Ghodstinat 1979: 57). In diesem Zusammenhang konnte mit der vorliegenden Arbeit gezeigt werden, dass sich technische Entwicklungen für blinde DolmetscherInnen bereichernd auswirken. Nur mit entsprechenden technischen Hilfen sind sie dem Studium und der Berufspraxis gewachsen. Bei der Aneignung (aus)bildungs- und berufsrelevanter Fähigkeiten verwenden sie moderne Technologien wie Computer mit Braillezeile, Screenreader und Sprachausgabe. Zu diesen mittlerweile unabdingbaren Arbeitsutensilien kommen weitere Geräte wie Braille-Drucker, Braille-Tafel, Punktschriftmaschinen, Smartphones und portable Brailnotenizgeräte, die das Studium und die Berufsausübung nicht nur erheblich erleichtern, sondern teilweise erst möglich machen (siehe Kapitel 3.). Nur durch solche Unterstützung kann ein/eine BlindeR selbständig und ohne gravierende Einschränkungen an allen gesellschaftlichen Lebensprozessen teilnehmen. Die verwendeten technischen Hilfsmittel können allerdings nicht alle Probleme beseitigen, da manche Informationen weder von einer Sprachausgabe noch von der Braillezeile erfasst werden können (siehe Kapitel 3.4. und Kapitel 6.2.).

Persönliche Eigenschaften wie Kommunikativität und Teamfähigkeit sind für die Dolmetschtätigkeit generell erforderliche Eigenschaften, die von den Interviewten, wie berichtet, ebenfalls wesentlich eingebracht werden. Blinde haben gelernt, mit anderen Menschen zusammenzuarbeiten und sind es gewohnt, sich mitzuteilen. Berührungsängste gegenüber fremden Menschen wären im Alltag sowie im Studium und Berufsleben fehl am Platz. Wenn die technische Unterstützung oder die selbstentwickelten Handlungsstrategien situativ unzureichend sind, sind Blinde auf die Hilfeleistung von Sehenden angewiesen. Ein Beispiel sind die in den Interviews berichteten, vielfältigen Schwierigkeiten bei der Literaturrecherche (siehe Kapitel 4.1.). Blinde sind, wie ebenfalls berichtet wird, zu einem besonderes hohen Maß an Selbstorganisation angehalten. Die andauernden Herausforderungen des täglichen Lebens verlangen von Blinden, wie im Kapitel 2.2. beschrieben, einen besonders hohen individuellen Aufwand mit viel Konzentration und andauernder Aufmerksamkeit und führen zu einem deutlich erhöhten Belastbarkeitsniveau. Die bestehenden Fähigkeiten sind einerseits gute Voraussetzungen für den Dolmetschberuf, andererseits können sie im Studium und bei der Ausübung der Dolmetschtätigkeit weiter vertieft werden.

Aus den Interviews geht auch die Bedeutung der Mobilität hervor, welche das Vermögen einer guten räumlichen Orientierung voraussetzt. Ohne diese können weder alltägliche Aufgaben noch Bildungs- und Berufsweg gemeistert werden. Die Berufstätigkeit

setzt erst recht häufige Ortswechsel und Reisetätigkeit voraus. Das Begehen unbekannter Wege und Plätze verlangt eine selbstbewusste Sicherheit, Flexibilität und selbstständige Handlungsfähigkeit.

Beim Dolmetschen bestehen schließlich spezifische Hürden und Probleme in Abhängigkeit von notwendigen unterschiedlichen Herangehensweisen an die Dolmetschmodi: Das traditionelle Konsekutivdolmetschen hat als unverzichtbares Attribut die Notizentechnik, die dem Gedächtnis Unterstützung geben soll, wenn es an die Grenzen seiner Kapazität gerät (vgl. Matyssek 2012: 52). Dafür sind Notizblock und Kugelschreiber für sehende DolmetscherInnen eine wichtige Ausstattung. Für blinde dolmetschende Personen hingegen sind sie wertlos. Demzufolge müssen sie beim Notieren auf blindenspezifische Hilfsmittel zurückgreifen. Eingesetzt werden Computer/Laptop, Braillezeile, Braillenotizgeräte mit/ohne Sprachausgabe und Braille-Tafel. Eine besondere Herausforderung für alle Interviewten ist es in diesem Zusammenhang, eine eigene Notationsstrategie zu finden, da sowohl manche Abkürzungen als auch viele sprachunabhängige Symbole, wie piktographische Elemente und Bezugspfeile, die in der bestehenden Fachliteratur als Bestandteile der Notation empfohlen werden, mit den zur Verfügung stehenden technischen Hilfsmitteln nicht dargestellt beziehungsweise schwer entziffert werden können. Auch die vertikale Stufenanordnung oder die vertikale Positionierung der Informationen auf Papier lässt sich in der horizontalen Gestaltung der Blindenschrift nicht veranschaulichen. Aus diesem Grund verwenden die Interviewten eine braillebasierte Notizentechnik, die aus jenen Wörtern, Abkürzungen und Zeichen besteht, die von den Ausgabegeräten dargestellt werden können. Allerdings ist die braillebasierte Notizentechnik, wie berichtet, mit einem gewissen Zeitaufwand verbunden. Da die aufgezeichneten Notizen beim Lesen nicht auf einen Blick als Gesamttext erfasst werden können, verlangsamt sich das Konsekutivdolmetschen. Der Einsatz weiterer Hilfsmittel wie Braille-Tafel und Punktschriftmaschine, mit denen ins Papier tastbare Buchstaben gestanzt werden können (siehe Kapitel 3.2.2.), hat beim professionellen Konsekutivdolmetschen ebenso klare Grenzen.

Im Studium ist das Erlernen der Notizentechnik auch entsprechend den allgemeinen Anforderungen für Blinde durchaus möglich. Mit Hilfe blindenspezifischer Hilfsmittel und durch entsprechendes Training kann problemlos eine erfolgreiche Konsekutivdolmetschleistung erbracht werden. Im Berufsleben hingegen können die angesprochenen Hilfsmittel nur sehr bedingt zum Einsatz kommen. Wie in den Interviews mit den professionellen DolmetscherInnen übereinstimmend berichtet wird, spielt die Anforderung des Konsekutivdolmetschmodus für blinde DolmetscherInnen in der Praxis eine nur untergeordnete Rolle

(siehe Kapitel 6.3.1.). Es ist aber durchaus auch möglich, wie in Kapitel 4.2.1.1. angesprochen wird, dass in bestimmten Einsatzbereichen die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit zur Anwendung der Konsekutiv-Technik besteht. Alternativ kann, wie eine InterviewpartnerIn berichtet, situativ auf Sonderformen des klassischen Dolmetschens, die ohne die herkömmliche Notizentechnik auskommen, wie beispielsweise Flüsterdolmetschen, Satz-für-Satz-Verdolmetschungen oder Simultanes Konsekutivdolmetschen zurückgegriffen werden (siehe Kapitel 6.3.1.).

Bei all diesen angeführten verwendeten Hilfsmitteln darf dennoch nicht vergessen werden, dass die zielsprachige Wiedergabe einer Rede vor allem aus dem Gedächtnis heraus erfolgt. Die Gedächtnisleistung ist also auch hier der bestimmende Faktor und eine wesentliche Voraussetzung für adäquate Verdolmetschungen. Wie von allen Interviewten betont wurde, müssen sie auch im Alltag ständig mehr als Sehende auf die Kapazität ihres Gedächtnisses vertrauen. So bringen sie hier durch das gewohnte häufige ‘Merkenmüssen’ ein bereits gut trainiertes Gedächtnis mit. Es ist naheliegend anzunehmen, dass diese Gedächtnisfähigkeiten Blinder den Erfordernissen beim Dolmetschen entgegenkommen.

Beim klassischen Simultandolmetschen stellen sich Blinde anderen, weiteren Herausforderungen. Auch dieser Dolmetschmodus erfordert gewisse technische Voraussetzungen, welche die Gleichzeitigkeit der Hör- und Sprechhandlungen der dolmetschenden Personen gestattet. Die verwendeten Dolmetschkabinen enthalten ein Bedienfeld, ein Mikrofon und Kopfhörer. In den geführten Interviews wurden keine Probleme bei der Bedienbarkeit dieser Technik angegeben.

Wenn bei einer Verdolmetschung graphische Darstellungen nicht beschrieben oder erklärt werden, können Probleme auftreten, die jedoch den Interviewten zufolge gut lösbar sind (siehe Interview 3). Durch die zunehmende Verwendung von Power Point-Präsentationen oder Overhead-Projektionen bei Vorträgen können für Blinde Informationsverluste entstehen (vgl. Kellett Bidoli 2003: 197). Beim Konsekutivdolmetschen besteht die Möglichkeit, Fragen zu stellen, was beim Simultandolmetschen nicht möglich ist. In einer solchen Situation bleibt es dem/der DolmetscherIn allein überlassen, auf welche dolmetschspezifischen Strategien er/sie zurückgreift, um die fehlenden visuellen Informationen zu kompensieren. In diesem Zusammenhang berichtet eine Interviewte, dass sie mit der Verdolmetschung der visuell dargestellten Informationen solange wartet, bis diese verbal erklärt werden. Gegebenenfalls würde sie auch direkt auf die bildliche Darstellung verweisen. Auch überraschend gut kamen die Interviewten damit zurecht, dass sie in der Dolmetsch-situation ihr Gegenüber visuell nicht wahrnehmen können. Kommunikation besteht ja nicht

nur aus Worten, sondern aus jedem interpretierbarem Verhalten wie Gesten, Mimik, Körperhaltung und Parasprache (vgl. Watzlawick et al. 2017: 58ff.). Körperliches Ausdrucksverhalten ist blinden Menschen kaum zugänglich (vgl. Gruber & Hammer 2002: 123). Da Blinde ihre GesprächspartnerInnen nicht sehen können, achten sie allerdings verstärkt auf die Art und Weise, wie diese etwas sagen, also auf die Stimmlage, Intonation, Betonung (vgl. Kellett Bidoli 2003: 196ff.), welche hilft, das Gesagte in Sinneinheiten zu strukturieren. In die Verdolmetschung können so auch prosodische Inhalte einfließen. Beispielhaft wurde in einem der Interviews berichtet, dass blinde DolmetscherInnen nicht wie ihre sehenden KollegInnen optisch irritiert und dadurch verunsichert werden können (siehe Kapitel 6.3.1.). Dem liegt zugrunde, dass Missverständnisse in der Kommunikation auch durch Fehleinschätzung des körpersprachlichen Ausdrucks auftreten können. So erscheinen blinde DolmetscherInnen bei ihrer Berufstätigkeit in dieser Hinsicht weniger ablenkbar.

Die Interviewten berichteten aber auch, dass sie sich in bestimmten Situationen von ihrer sehenden Umgebung mehr zielgerichtete Unterstützung gewünscht hätten. Zur besseren Bewältigung der Studienerfordernisse wären manchmal Hilfestellung bei der blindengerechten Aufbereitung von Unterlagen eine zeitersparende Erleichterung gewesen (siehe Kapitel 4.). Im Unterricht selbst können graphisch vorgetragene Lerninhalte nicht ohne zusätzliche Hilfen erfasst werden. Die Interviewten berichten, dass während ihrer Ausbildung nicht alle Lehrenden diese besonderen Bedürfnisse Blinder bedachten. Auch im Arbeitsalltag benötigen blinde DolmetscherInnen oft zeitgerecht für sie zugängliche Arbeitsunterlagen, die allerdings von Vortragenden nicht immer zur Verfügung gestellt werden, was laut den Interviewten eine weitere zusätzliche Herausforderung für blinde DolmetscherInnen darstellt.

Eine weitere Herausforderung liegt für blinde DolmetscherInnen schließlich in der Suche nach einer Anstellung (siehe Interview 2). Angestrebt werden vor allem Arbeitstätigkeiten bei öffentlichen Institutionen.

Blinde DolmetscherInnen setzen im Studium und Berufsleben entsprechend ihren herausgebildeten Eigenschaften spezifische Lösungsstrategien ein. Sie haben gelernt, ihre Umwelt besonders aufmerksam wahrzunehmen. Nahezu ununterbrochen müssen sie im Alltag auf alle ihnen verfügbare Sinnes- und Gedächtnisfähigkeiten zurückgreifen. Der Einsatz solch besonderer Kompetenzen wie zum Beispiel der verstärkten Aufmerksamkeit für parasprachliche Signale trägt zum Erfassen sensibler Dolmetschsituationen wesentlich bei. Auch sehende Dolmetsch-Studierende können sich an ihren blinden KollegInnen orientieren, wie man zusätzlich Informationen und Empathie durch besondere Aufmerksamkeit auf parasprachliche Zeichen gewinnen kann.

Der Dolmetschberuf ist auch für Blinde nach übereinstimmenden Aussagen faszinierend und erfüllend. Besonders die mit zunehmender Erfahrung gewonnene Routine hilft, durch das Fehlen des Sehsinnes auftretende Probleme zu kompensieren, sodass die hohe Qualität der Dolmetschleistung gesichert ist.

Angesichts der stetig fortschreitenden technologischen Entwicklungen müssen auch blinde DolmetscherInnen laufend auf dem neuesten Stand sein und sich in ihrer Technologienutzung weiterentwickeln. Durch moderne Dolmetschübermittlungsmöglichkeiten wie Telefondolmetschen und Teilnahme an Videokonferenzen (siehe Kapitel 4.2.1.3.) könnten sich für Blinde—nicht weniger als für Sehende – neue Tätigkeitsbereiche erschließen. Somit stellt der Markt immer neue An- und Herausforderungen an die Arbeitsweise von DolmetscherInnen. Was unverändert gefordert bleibt, ist eine starke Persönlichkeit der DolmetscherInnen. Es zählen Eigeninitiative, Flexibilität und individuelle Anpassungsfähigkeit. Dahingehend haben viele blinde KollegInnen definitiv einen Vorsprung.

Literaturverzeichnis

- Abercrombie, David (1968) „Paralanguage“. *International Journal of Language & Communication Disorders* 3/1, 55-59.
- Ahrens, Barbara (2016) „Konsektivdolmetschen“. In: Kadrić, Mira & Kaindl, Klaus (Hg.). *Berufsziel Übersetzen und Dolmetschen. Grundlagen, Ausbildung, Arbeitsfelder*. Tübingen: Narr Verlag, 84-102.
- Alpen-Adria Universität (2014) In: https://www.google.de/search?q=ALVA+Braillezeile+mit+40+Zeichen&source=lnms&tbn=isch&sa=X&ved=0ahUKEwiBlaaRrtHTAhVChywKHWnpCxxQ_AUIBygC&biw=1247&bih=674#imgcr=rEKKsYWbNmaUDM, Stand: 30.10.2014.
- Ammann, Margret & Vermeer, Hans J. (1990) *Entwurf eines Curriculums für einen Studiengang Translatologie und Translatorik*. Heidelberg: Selbstverlag.
- Ammann, Margret (1995) *Kommunikation und Kultur. Dolmetschen und Übersetzen heute. Eine Einführung für Studierende. 4. Auflage*. Frankfurt: IKO Verlag.
- Andree, Thomas (2006) *Dolmetschen mit Hindernissen. Sehbehinderte und blinde Dolmetscher und Übersetzer*. Universität – Humboldt zu Berlin: Diplomarbeit.
- Argyle, Michael (1972) „Die Elemente des Sozialverhaltens“. In: Argyle, M. (Hg.). *Soziale Interaktion*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 90-117.
- Argyle, Michael (1979) *Körpersprache und Kommunikation*. Paderborn: Junfermann Verlag.
- Atteslander, Peter (2003) *Methoden der empirischen Sozialforschung. 10., neu bearbeitete und erweiterte Auflage*. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Barker, Chris (2002) „Fernsehen im Zeiten der Globalisierung“. In: Hepp, Andreas, Löffelholz, Martin (Hg.). *Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH, 375-402.
- Beck, Klaus (2006) *Computervermittelte Kommunikation im Internet*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH.
- Benecke, Bernd (2014) *Audiodeskription als partielle Translation. Modell und Methode*. Berlin: LIT Verlag Dr. W. Hopf.
- Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (2007) *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 21. Auflage*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

- Blista brailletec (2014) In: <http://www.brailletec.de/braille-produkte/fuer-den-endkunden/#Mechanische%20Braille-Schreibmaschinen>, Stand: 23.10.2014.
- Borchert, Johann (2007) *Einführung in die Sonderpädagogik*. München: Oldenburg.
- Born, Günter (2009) *Computer trotz Handicap. Ein Ratgeber für Betroffene, Betreuer und Arbeitgeber*. München: Markt+Technik Verlag.
- Bresser, Annette (2002) „Accessibility-Websitegestaltung für Blinde und Sehbehinderte“. In: Fuhlrott, Rolf & Krauß-Leichert, Ute & Schütte, Christoph-Hubert (Hg.). *B.I.T. online-Innovativ, Elektronische Dienste für Bibliotheken, Band4, Innovationsforum 2002*. Wiesbaden: Dinges & Frick Verlag, 9-117.
- Brugger, Peter (2002) „Die Schrift der Blinden“. In: Gruber, Hildegard & Hammer, Andrea (Hg.). *Ich sehe anders. Medizinische, psychologische und pädagogische Grundlagen der Blindheit und Sehbehinderung bei Kinder*. Bentheim/Würzburg, 153-161.
- Buder, Marianne & Rehfeld, Werner & Seeger, Thomas & Strauch, Dietmar (1997) *Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation. Ein Handbuch zur Einführung in die fachliche Informationsarbeit. 4. Völlig neu gefasste Ausgabe, Band I*. München/New Providence/London/Paris: Saur Verlag.
- Charlton, Michael & Klemm, Michael (1998) „Fernsehen und Anschlußkommunikation“. In: Klingler, Walter & Roters, Gunnar & Zöllner, Oliver (Hg.). *Fernsehforschung in Deutschland. Themen-Akteure-Methoden*. Baden-Baden: Nomos, 709-727.
- Dahm, Markus (2006) *Grundlagen der Mensch-Computer-Interaktion*. München: Pearson GmbH.
- Déjan Le Féal, Karla (2006) „Konsektivdolmetschen“. In: Snell-Hornby, Mary & Hönig, Hans G & Kußmaul, Paul & Schmitt, Peter A. (Hg.). *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 304-307.
- DLF Data – Solutions for Independent Living (2014) In: http://www.dlfddata.org.uk/product.php?product_id=0005616&groupid=1458, Stand: 30.10.2014.
- Deutscher Blindenverband e.V. (Hg.) (1990) *Enzyklopädie des Blinden- und Sehbehindertenwesens. Unter Mitarbeit von Heinrich Scholler*. Heidelberg: C.F. Müller Verlag.
- DIMDI (2012) – Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information. In: <http://www.dimdi.de/static/de/klassi/diagnosen/icd10/htmlamtl2011/index.htm>, Stand: 06.07.2012.

- Dorsch, Elmar & Benecke, Bernd (2004) *Wenn aus Bildern Worte werden – Durch Audiodeskription zum Hörfilm. 3. Auflage.* München: Bayerischer Rundfunk.
- Döring, Nicola & Bortz, Jürgen (2016) *Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. 5. Vollständig überarbeitete, aktualisierte und erweiterte Auflage.* Berlin/Heidelberg: Springer-Verlag.
- Dübbbers, Norma & Pauselli, Stefano (1996) *Blinde in der sehenden Gesellschaft und die daraus entstehenden Schwierigkeiten im wechselseitigen Umgang miteinander.* Aachen: Internationales Zentrum für Vergleichende Sozial-Ökonomische Entwicklungsforschung IZE.
- EBU (2012) – The European Blind Union. In: <http://www.euroblind.org/>, Stand: 15.09.2012.
- Fakoó, Alexander (2014) In: <http://www.fakoo.de/braille-schreiben.html>, Stand: 09.07.2014.
- Fix, Ulla (2005) *Hörfilm. Bildkompensation durch Sprache.* Berlin: Erich Schmidt Verlag GmbH & Co.
- FOKUS – Verein zur Förderung der selbständigen Lebensführung Blinder und Sehbehinderter (2016) In: http://www.fokus-ev.de/orientierung_und_mobilitaet/, Stand: 23.11.2016.
- Forgas, Paul Joseph (1994) *Soziale Interaktion und Kommunikation. Eine Einführung in die Sozialpsychologie. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. Dieter Frey, 2. Auflage.* Weinheim: PsychologieVerlagsUnion.
- Friese, Ralf (2006) „Dolmetschanlagen“. In: Snell-Hornby, Mary & Hönig, Hans G & Kußmaul, Paul & Schmitt, Peter A. (Hg.). *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage.* Tübingen: Stauffenburg Verlag, 336-338.
- Fröhlich, Werner D. (2012) *Wörterbuch Psychologie.* München: Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG.
- Fuß, Susanne & Karbach, Ute (2014) *Grundlagen der Transkription. Eine praktische Einführung.* Opladen/Toronto: Barbara Budrich Verlag.
- Garbe, Herbert (1965) *Die Rehabilitation der Blinden und hochgradig Sehbehinderten.* München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Ghodstinat, Dr. Mohammed (1979) *Blinde Studenten, ihre Probleme und ihre gesellschaftliche Stellung: Ein Beitrag zur Blindenintegration.* Berlin: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung.
- Goldstein, Bruce E. (1997) *Wahrnehmungspsychologie. Eine Einführung.* Heidelberg/Berlin/Oxford: Spektrum Akademischer Verlag.
- Grbic, Nadja & Pöllabauer, Sonja (2006) „Community Interpreting: signed or spoken? Types, modes and methods“. *Linguistica Antverpiensia New Series*, 5, 247-261.

- von Guttenberg, A.Ch. (1968) *Der Blinde Mensch*. Weinheim/Berlin: Julius Beltz.
- Glofke-Schulz, Eva-Maria (2007) *Löwin im Dschungel. Blinde und Sehbehinderte Menschen zwischen Stigma und Selbstwerdung*. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Grehn, Franz (2006) *Augenheilkunde*. 29., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Gruber, Hildegard & Hammer, Andrea (Hg.) (2000) *Ich sehe anders. Medizinische, psychologische und pädagogische Grundlagen der Blindheit und Sehbehinderung bei Kindern*. Würzburg: Bentheim Verlag.
- Guski, Rainer (2000) *Wahrnehmung. Eine Einführung in die Psychologie der menschlichen Informationsaufnahme*. 2., überarbeitete Auflage. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer Urban Verlag.
- Hemmerlein, Svenja & Pisano, Federica & Weissenburger, Benedikt (2011) „Dolmetschen und neue Technologien“. In: Andres, Dörte & Behr, Martina (Hg.) *Interpretes Mundi – Deuter der Welt*. München: Martin Meidenbauer, 139-176.
- Herbert, Jean (1952) *Manuel de l'Interprète*. Genf: Librairie de l' Université Georg.
- Heßmer, Henning (1985) Sexualerziehung“. In: Rath, Waldtraut & Hudelmayer, Dieter *Handbuch der Sonderpädagogik. Pädagogik der Blinden und Sehbehinderten. Band 2*. Berlin: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung, 224-235.
- HIDREX – Medizin und Reha (2014) In: <http://www.hidrex.de/reha/produktneuheiten-/scan2voice-af>, Stand : 30.10.2014.
- Hummel, Thomas & Welge-Lüssen, Antje (2008) *Riech- und Schmeckstörungen: Physiologie, Pathophysiologie und therapeutische Ansätze*. Stuttgart: Georg Thieme Verlag KG.
- INDEX BRAILLE (2014) In: https://www.google.at/search?q=brailledrucker+index+basic&client=safari&rls=en&source=lnms&tbm=isch&sa=X&ved=0ahUKEwjK3X6rtHTAhXMkSwKHUrJBesQ_AUIBigB&biw=1247&bih=674#imgsrc=T7CLnNGfTLBYAM, Stand: 30.10.2014.
- Irimia, Elke (2008) *Probleme und Perspektiven der beruflichen Integration Blinder und hochgradig sehbehinderter Menschen*. München: Herbert Utz Verlag.
- Kade, Otto (1963) „Der Dolmetschvorgang und die Notation. Bedeutung und Aufgaben der Notiertechnik und des Notiersystems beim konsekutiv Dolmetschen“. *Fremdsprachen* 1, 12-20.
- Kadrić, Mira & Kaindl, Klaus & Cooke, Michèle (2012) *Translatorische Methodik*. 5., überarbeitete Auflage. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG.

- Kaiser-Cooke, Michèle (2007) *Wissenschaft, Kommunikation, Translation*. Wien: Facultas WUK.
- Kalina, Sylvia (1998) *Strategische Prozesse beim Dolmetschen. Theoretische Grundlagen, empirische Fallstudien, didaktische Konsequenzen*. Tübingen: Narr Verlag.
- Kalina, Sylvia (2006) „Kognitive Verarbeitungsprozesse“. In: Snell-Hornby, Mary & Hönl, Hans G. & Kußmaul, Paul & Schmitt, Peter A. (Hg.). *Handbuch Translation*. Zweite, verbesserte Auflage. Tübingen: Stauffenburg Verlag Brigitte Narr GmbH, 330-335.
- Kalina, Sylvia (2010) „New technologies and interpreting processes“. In: Lee-Jahnke, Hannelore & Prunč, Erich (Hg.). *Am Schnittpunkt von Philologie und Translationswissenschaft: Festschrift zu Ehren von Martin Forstner*. Bern: Peter Lang Verlag, 79-97.
- Kautz, Ulrich (2002) *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens*. 2. Auflage. München: Iudicium.
- Kellett Bidoli, Cynthia Jane (2003) „The training of blind students at the SSLIMIT Trieste“. In: *The Interpreters' Newsletter* 12, 189-199.
- Kestler, Marianne (1998) „In der virtuellen Gemeinschaft. Newsgroups, Diskussionsgruppen, Foren“. In: Janssen, Ludwig (Hg.). *Auf der virtuellen Couch. Selbsthilfe, Beratung und Therapie im Internet*. Bonn: Psychiatrie-Verlag, 53-69.
- Kiefner, Erich & Lühmann, Lisa (1985) „Mobilitätserziehung“. In: Rath, Waldtraut & Hudelmayer, Dieter *Handbuch der Sonderpädagogik. Pädagogik der Blinden und Sehbehinderten. Band 2*. Berlin: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung, 179-189.
- Kleinschmidt, Jakub & Meißner, Moritz (2013) *Kommunikationsmaßnahmen zur Verbreitung sozialer Netzwerke im Internet*. München: Grin Verlag.
- Kluckhohn, Kim (2005) „Informationsstrukturierung als Kompensationsstrategie-Audiodeskription und Syntax“. In: Fix, Ulla (Hg.). *Hörfilm-Bildkompensation durch Sprache*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 49-65.
- Knapp, Mark L. & Hall, Judith A. (1992) *Nonverbal Communication in Human Interaction*. 3. Auflage. Orlando: Holt Rinehart and Winston, Inc.
- Korak, Christina (2010) *Remote Interpreting via Skype. Anwendungsmöglichkeiten von VoIP-Software im Bereich Community Interpreting – Communicate everywhere?* Berlin: Frank & Timme Verlag.
- Köhlmann, Wiebke (2016) *Zugänglichkeit virtueller Klassenzimmer für Blinde*. Dissertation, Universität Potsdam.

- Krallmann, Dieter & Ziemann, Andreas (2001) *Grundkurs Kommunikationswissenschaft*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Krähenbühl, Peter (1977) *Der Blinde in gemischten sozialen Situationen*. Rheinstetten: Schindele Verlag.
- Krüger, Maria (2007) *Barrierefreie Gestaltung für Blinde im E-Lernen am Beispiel einer Flash-basierten Anwendung*. Diplomarbeit, Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin.
- Kutscher, Nadia (2011) „Soziale Arbeit im virtuellen Raum“. In: Otto, Hans-Uwe & Thiersch, Hans (Hg.). *Handbuch soziale Arbeit* (4. Auflage). München: Reinhardt Verlag, 1302-1309.
- Kutz, Wladimir (2010) *Dolmetschkompetenz. Was muss der Dolmetscher wissen & können?* Berlin/Bochum/London/Paris: Europäischer Universitätsverlag GmbH.
- Küppers, Hans-Jochen (1985) „Technische Hilfen für Blinde und Sehbehinderte. In: Rath, Waldtraut & Hudelmayer, Dieter *Handbuch der Sonderpädagogik. Pädagogik der Blinden und Sehbehinderten. Band 2*. Berlin: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung, 471-483.
- Lamnek, Siegfried & Krell, Claudia (2016) *Qualitative Sozialforschung. 6., überarbeitete Auflage*. Weinheim/Basel: Beltz Verlag.
- Länger, Carolin (2002) *Im Spiegel von Blindheit: eine Kulturosoziologie des Sehsinnes*. Stuttgart: Lucius und Lucius.
- Leitner, Barbara (2008) „Menschen mit Beeinträchtigung. Ergebnisse der Mikrozensus-Zusatzfragen im 4. Quartal 2007“. In: *Statistische Nachrichten 12/2008*, 1132 – 1141. In: http://www.bham.at/BehVertr/Docs/Mikrozensus_2007.pdf, Stand: 10.07.2017.
- Linke, Angelika & Nussbaumer, Markus & Portmann, Paul R. (1996) *Studienbuch Linguistik. 3. unveränderte Auflage*. Tübingen: Niemeyer Max Verlag.
- Maritzen, Astrid & Kamps, Norbert (2013) *Rehabilitation bei Sehbehinderung und Blindheit*. Berlin/Heidelberg: Springer-Verlag.
- Matyssek, Heinz (2012) *Handbuch der Notizentechnik für Dolmetscher. Ein Weg zur sprachunabhängigen Notation*. Tübingen: Julius Groos Verlag Brigitte Narr GmbH.
- MC4U Media – Wie arbeiten Blinde am PC? (2013) In: <https://www.youtube.com/watch?v=CpBx4nIcxhM>, Stand: 11.03.2013.

- Meibauer, Jörg & Demske, Ulrike & Geilfuß-Wolfgang, Jochen & Pafel, Jürgen & Ramers, Karl Heinz & Rothweiler, Monika & Steinbach, Markus (2002) *Einführung in die germanistische Linguistik*. Stuttgart: J.B. Metzler Verlag.
- Mersi, Franz (1985) „Spezielle Probleme einer angemessenen pädagogischen Förderung hochgradig sehbehinderter Kinder und Jugendlicher“. In: Rath, Waldtraut & Hudelmayer, Dieter *Handbuch der Sonderpädagogik. Pädagogik der Blinden und Sehbehinderten. Band 2*. Berlin: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung, 259-274.
- Merten, Klaus (1977) *Kommunikation. Eine Begriffs- und Prozeßanalyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Moran, Charles & Hawisher, Gail E. (1998) „The rhetorics and languages of electronic mail“. In: Snyder, Ilana (Hg.). *From Page to Screen. Taking Literacy into the Electronic Era*. London: Routledge, 80-101.
- Müller, Sascha (Hg.) (2014) *Die Sprache verstehen: Interdisziplinäres zwischen Germanistik, Philosophie und biblischer Exegese*. München: Herbert Utz Verlag GmbH.
- Mürner, Christian (2013) *Keyvan Dahesch. Mit Fingerspitzengefühl – Bibliographie eines Blinden*. Neu-Ulm: AG SPAK Bücher.
- Niemann, Anja Jane (2012) *Sprachstrukturelle Unterschiede und Strategien im Simultandolmetschen. Eine Untersuchung anhand der Sprachenpaare Französisch-Deutsch und Englisch-Deutsch*. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag.
- Österreichisches Statistisches Zentralamt (Hg.) (1989) *Beiträge zur österreichischen Statistik: Körperlich beeinträchtigte Personen. Ergebnisse des Mikrozensus Dezember 1986*. Wien: Wien.
- Parlamentsdirektion (2016) In: https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXI/ME/ME_00161/imfname_591145.pdf, Stand: 22.06. 2016.
- Paschen, Harm (1978) *Kommunikation. Studienmaterial*. München: Bayerischer Schulbuchverlag.
- Pfister, Beat (2001) „Personenidentifikation anhand der Stimme. Ein computergestütztes Verfahren und seine Grenzen im praktischen Einsatz“. *Kriminalistik* 55/4, 287-291.
- Pöchhacker, Franz (1994) *Simultandolmetschen als komplexes Handeln*. Tübingen: Narr Verlag.
- Pöchhacker, Franz (2000) *Dolmetschen. Konzeptuelle Grundlagen und deskriptive Untersuchungen*. Tübingen: Stauffenburg Verlag.

- Pöchhacker, Franz (2006) „Simultandolmetschen“. In: Snell-Hornby, Mary & Hönig, Hans G. & Kußmaul, Paul & Schmitt, Peter A. (Hg.). *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*. Tübingen: Stauffenburg Verlag Brigitte Narr GmbH, 301-304.
- Püschel, Melanie (2014) *Emotionen im Web. Die Verwendung von Emoticons, Interejtionen und emotiven Akronymen in schriftbasierten Webforen für Hörgeschädigte*. Stuttgart: ibidem-Verlag.
- Rath, Waldtraut & Hudelmayer, Dieter (1985) *Handbuch der Sonderpädagogik. Pädagogik der Blinden und Sehbehinderten. Band 2*. Berlin: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung.
- Reinders, Heinz (2012) *Qualitative Interviews mit Jugendlichen führen. Ein Leitfaden. 2., Aktualisierte Auflage*. München: Oldenbourg Verlag.
- Rickheit, Gert & Herrmann, Theo & Deutsch, Werner (Hg.) (2003) *Psycholinguistik/ Psycholinguistics. Ein internationales Handbuch/ An International Handbook*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Riemer, Kai & Arendt, Patrick & Wulf, Andreas (2005) *Marktstudie Kooperationssysteme. Von E-Mail über Groupware zur Echtzeitkooperation*. Göttingen: Cuvillier.
- Röder, Brigitte & Rösler, Frank (2004) „Kompensatorische Plastizität bei blinden Menschen“. *Zeitschrift für Neuropsychologie* 15/4, 272-273.
- Rozan, Jean-Francois (1956) *La prise de notes en interprétation consécutive*. Genf: Librairie de l'Université Georg.
- Rupprecht, Werner (2014) *Einführung in die Theorie der kognitiven Kommunikation. Wie Sprache , Information, Energie, Internet, Gehirn und Geist zusammenhängen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Scherer, Klaus R. (1981) „Speech and emotional states“. In: Darby, John (Hg.). *Speech evaluation in psychiatry*. New York: Grune and Stratton, 189-220.
- Schmitt, Peter A. (2006) „Berufspraxis und Ausbildung: Was machen Übersetzer/Dolmetscher? In: Snell-Hornby, Mary & Hönig, Hans G. & Kußmaul, Paul & Schmitt, Peter A. (Hg.). *Handbuch Translation. Zweite, verbesserte Auflage*. Tübingen: Stauffenburg Verlag Brigitte Narr GmbH, 1-13.
- Seveke, Dr. Elisabeth – Ingenieurbüro (2014) In: <http://www.computer-fuer-behinderte.de/produkte/2tast-brailletastatur.htm>, Stand: 30.10.2014.
- Sommer, Denise (2010) *Nachrichten im Gespräch. Wesen und Wirkung von Anschlusskommunikation über Fernseh Nachrichten*. Baden-Baden: Nomos.
- Soziale Initiative Salzburg (2012) In: <http://www.sisal.at/wp-content/uploads/2011/09/Blind-BespfSchule.pdf>, Stand: 24.09.2012.

- Walther, Renate (2005) *Einführung in die Blinden- und Sehbehindertenpädagogik*. 2. Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Watzlawick, Paul & Beavin, Janet H. & Jackson Don D. (2017) *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien*, 12., unveränderte Auflage. Bern: Hans Huber Verlag.
- Weber, Wilhelm (1989) „Improved Ways of Teaching Consecutive Interpretation“. In: Gran, L. & Dodds, J. (Hg.). *The theoretical and practical aspects of teaching conference interpretation*. Udine: Campanotto Editore, 161-166.
- Weinländer, Helga (1985) „Psychologie der Blinden und Sehbehinderten“. In: Rath, Waldtraut & Hudelmayer, Dieter (Hg.). *Pädagogik der Blinden und Sehbehinderten*. Berlin: Carl Marhold Verlagsbuchhandlung, 517-532.
- WHO (2012a) – World Health Organization. In: <http://www.who.int/blindness/Changements.pdf>, Stand: 06.07.2012.
- WHO (2012b) – Organisation mondiale de la Santé. In: <http://www.who.int/topics/blindness/fr/index.html>, Stand: 24.09.2012.
- Winter, Miriam (2011) „Expertise im Dolmetschen“. In: Anders, Dörte & Behr, Martina (Hg.). *Interpretes Mundi – Deuter der Welt*. München: Meidenbauer, 203-224.
- Wroblewski, Angela (2012) *Arbeitsmarktintegration von Menschen mit Behinderung in Österreich. Hintergrundbericht unter besonderer Berücksichtigung der Bundesländerebene*. In: <http://bidok.uibk.ac.at/library/wroblewski-arbeitsmarkt.html>, Stand: 20.02.2012.
- Zimbardo, Phillip G. & Gerrig, Richard J. & Hoppe-Graff, Siegfried & Engel Irma (1995) *Psychologie* 6. Auflage. Berlin/Heidelberg/New York: Springer Verlag.
- Zimmer, Renate (1995) *Handbuch der Sinneswahrnehmung: Grundlagen einer ganzheitlichen Bildung und Erziehung* (10.Aufl.). Freiburg/Basel/Wien: Herder Verlag.

Anhang

Abstract

Die vorliegende Masterarbeit beschäftigt sich mit der Ausbildungs- und Berufssituation blinder Menschen, die sich für eine Laufbahn als DolmetscherIn entschieden haben. Nach Erläuterung spezieller Aspekte der Sinneswahrnehmung und Kommunikation stehen in dieser Arbeit die konkreten Voraussetzungen, Bedingungen und Herausforderungen, mit denen blinde DolmetscherInnen im Studium und im Berufsleben konfrontiert werden, im Fokus. Anhand von teilstrukturierten Interviews werden die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen vierer blinder Personen verschiedenen Alters vorgestellt und analysiert. Dabei werden auch Lösungsstrategien für die Bewältigung blindenspezifischer Hürden und Probleme angesprochen. Die Ergebnisse der erhobenen Informationen zeigen, wie Blinde mit entsprechenden Hilfestellungen erfolgreich dolmetschen können. Unterstützend werden individuell zugeschnittene Arbeitswerkzeuge im Zusammenspiel mit handelsüblichen Geräten verwendet, sowie auch die Hilfe Sehender in Anspruch genommen. Ebenso stellte sich heraus, dass blinde DolmetscherInnen im Vergleich zu ihren sehenden KollegInnen beim Erlernen der Dolmetschtätigkeit eigene Handlungsstrategien entsprechend ihren Sinnesfähigkeiten entwickeln. So können im Berufsleben blindenspezifische Arbeitsweisen bei der Bewältigung unterschiedlicher Aufgaben zum Einsatz kommen.

The present thesis deals with the educational and professional situation of visually impaired persons who chose a career in interpreting. Following an elaboration of special aspects of sensory perception and communication, the focus of this thesis lies on the specific prerequisites, conditions and challenges that blind interpreters face during their training and their professional life. On the basis of semi-structured interviews, the personal experiences of four blind persons of different ages are presented and analysed; solutions to overcome challenges and problems for blind persons are equally addressed. The results of the collected information show how blind people are able to interpret successfully, making use of appropriate assistance. Individual tools are used in conjunction with commercial devices and the help of seeing persons is sought. At the same time it turned out that, compared with their seeing colleagues, blind interpreters develop their own strategies according to their sensory

capacities. Therefore, they can make use of specific methods to carry out different tasks of the professional life.

Interview 1

Einzelinterview; Face-to-Face-Gespräch

Interview geführt im März 2012

Gesamtlänge der Aufnahme: 2,5 Stunden

InterviewpartnerIn (S): StudentIn ca. 25 Jahre alt; hat Deutsch als Bildungssprache

I: Also, ich bedanke mich noch mal, dass du dir Zeit für das Gespräch genommen hast. Ich zeichne dieses Interview auf. Nur für mich und aus Forschungsgründen. Es ist alles anonym. Ist das in Ordnung für dich?

S: Gerne. Kein Problem. Ich interessiere mich für das Thema genauso wie du und freue mich, dir dabei helfen zu können.

I: Ich versuche das Gerät jetzt zu starten. Ja, jetzt geht's.

S: Weißt du, das kommt mir so bekannt vor. Das passiert mir oft, dass ich einfach zum Beispiel jemanden um Hilfe bitte, da mein Computer spinnt. Und es geht einfach nicht und nicht. Und dann kommt er und legt einfach seine ... fachgebildete Hand auf das Gerät ... und er tut gerade nur das ... und dann funktioniert es. Das was ich tausend Mal vorher gemacht habe, geht auf einmal.

I: Was benutzt du für einen Computer?

S: Ich hab ein Lenovo mit Sprachausgabe und Braillezeile.

[...]

I: Welche Unterstützungsmöglichkeiten bietet die Uni-Wien?

S: Für blinde Studierende gibt's ein spezielles Service an der Uni Wien. Ein Leseplatz. Das gibt an der Uni Wien im Hauptgebäude ... gibt es so eine Stelle wo man rein theoretisch kommen könnte, um sich Bücher einzuscannen oder einfach sich Bücher auszudrucken kann.

Aber ... ich war nur einmal dort. Vor ca. zwei oder vier Jahren und da saß leider eine Dame, die ... als ich sie gefragt habe, ob sie für mich etwas ausdrucken kann... dann hat sie so gemeint: „Also, aha, ausdrucken ... ja... ein Drucker steht vielleicht da...“ Also sie kam zu einem Kasten voll verstaubt... hat sie eine Decke runter genommen ... da war es aber alles ... es schien es überhaupt nicht zu bedienen zu können [lacht] ... also es war nichts ... also mit diesem Leseplatz. Ich weiß nicht, ob es jetzt besser geworden ist.

I: Und das war, als du angefangen hast zu studieren?

S: Das war zwei, drei Jahre danach. Vorher habe ich alles selbst gemacht. Also einscannen und co. Ich habe selbst einen Scanner. Damals, gegen 2005-2006 gab's auch keine Plattformen wie Fronter, Moodle oder so, wo man alle Unterlagen einfach herunterladen kann. Oder wo man alle Handouts oder die Power-Point-Folien drauf hat. Meistens ... das hat's damals noch nicht gegeben. Und das habe ich halt einscannen müssen oder die Kolleginnen haben es mir sehr geholfen. Oft war es auch so, dass sie mir etwas diktiert haben aus der Stunde. Oder selbst was eingetippt haben und mir die Mitschriften gesendet haben.

I: Wurdest du auch von den Dozenten unterstützt?

S: ((ahmm)) ... also ... bei den Prüfungen zum Beispiel war ok. Da habe ich die Aufgaben schon immer... damals auf eine Diskette bekommen oder später auf einem USB-Stick. Das war immer ok. Und es gab natürlich einige, die wahnsinnig nett waren und die sich bemüht haben. Und es gab natürlich auch andere, die einfach sich damit nicht so ganz beschäftigt haben. Aber im Großen, als ich zu jemandem gekommen bin und gesagt habe, dass ich das und das Problem habe und dass ich wenigstens die Prüfung in einer zugänglichen Form brauche, dann waren fast die meisten dafür. Oder es gab ((ahmm)) ... auch Fälle, wo ich gewusst habe, dass sie das Skriptum in einer digitalen Form haben, dass sie das neu geschrieben haben und natürlich mit Computer und die habe ich dann gefragt, ob sie mir das zur Verfügung stellen könnten, wenn sie das ohnehin im Computer haben und ... es hat sich damals geheißen... nein es geht nicht. Also habe ich das einscannen müssen.

I: Braucht man für das Einscannen viel Zeit?

S: Also das ist so: Für jede Seite brauchst du so eine bis zwei Minuten. Wenn du es ein bisschen durchlesen oder korrigieren willst, dann sind es auch mehr.

I: Wie meinst du korrigieren? Treten Fehler beim Einscannen auf?

S: Es kommt darauf an, was für einen Text es ist und wie gut es kopiert wird ... oder so. Wenn's schlechte Qualität ist, also schlecht kopiert, dann ist natürlich auch die Einscann-Qualität ein bisschen schlechter und dann ... auch natürlich dementsprechend auch die Erkennungsqualität. Es gibt ein Erkennungsprogramm, das die Zeichen oder den Text erkennt, sodass es den Text in einer Textdatei für mich speichert. Weiß nicht, ob ich das verständlich gesagt habe. Also wenn du ein Bild einscannst oder eine Seite einscannst, dann speichert sie sich bei dir oder wahrscheinlich bei meisten einfach eine Bilddatei. Nun mit einer Bilddatei kann ich nichts anfangen, weil mein Computer eine solche Datei nicht beschreiben kann. Aber es gibt ein Programm, das aus dem Bild aus die Schrift erkennt und wandelt sie in eine Doc- also Worddatei um. So, dass ich das auch editieren kann. Also FineReader zum Beispiel ist so eine Software oder Recognita war's früher. Das macht natürlich auch Fehler beim Erkennen. Es ist also nicht ganz fehlerfrei. Natürlich, je besser der Text ist, die Qualität und so... desto besser ist alles. Natürlich ist es ganz problematisch, wenn der Text zu strukturiert ist. Also zum Beispiel, wenn es Tabellen gibt oder einfach eine Grafik, die anspruchsvoll ist oder du hast zum Beispiel einen Zeitungsartikel, wo du Fettgedrucktes hast oder Bilder halt im Text ... es sind alle Elemente, die das Ganze schwieriger machen. Es fällt mir grad was ein ... wir arbeiten ganz oft in den Stunden mit so Texten... ((ahmm)) ... dass die Unterrichtenden einfach so eine Kopie in die Stunde hineinbringen ... mit der müssen wir arbeiten. Also es war oft so, dass ich mein Scannergerät immer mit dabei hatte. Ich habe das einfach gleich eingescannt.

I: Ist so ein Gerät nicht groß?

S ((ahmm)) ... Das hat so ein A4 Format und ist wie etwa ... naja [zeigt die Dicke] so ungefähr breit.

I: Ist so ein Scanner speziell für Blinde gemacht?

S: Ich könnte nicht so genau sagen, weil das verwendet man natürlich überall, wo man mit den Texten arbeiten muss. Wenn man zum Beispiel in die Bibliothek geht und ein Buch einscannst,... Man braucht so ein Programm am Scanner, um das Gescannte bearbeiten zu können. Also die Software drauf ist meiner Meinung nach nicht speziell für Blinde gedacht. Aber wird natürlich von uns sehr häufig verwendet.

I: Hast vorhin angesprochen, dass Grafiken und Bilder nicht leicht auszulesen sind. Wo genau liegen die Probleme?

S: Also mit der Software, die man verwendet ... die erkennt primär nur die Schrift und alles, was man alphabetisch ausdrucken kann. Manchmal auch manche ungewöhnlichen Zeichen von mir aus.

I: Smileys auch?

S: Ja, zum Teil auch. Das ist, glaub ich, schon mittlerweile drinnen. Aber so zum Beispiel ... beim Dolmetschen hat man verschiedene Notizensysteme. Das würde die mir nicht anzeigen. Denn da verwendet man verschiedene Ringel oder so ... und dieses Erkennungsprogramm würde versuchen, irgendwelche alphabetische Zeichen daraus zu machen. Also aus einem Ringel von mir aus würde es versuchen, die Buchstabe O zu machen oder aus einer Wellenlinie würde es ... naja, die wird es wahrscheinlich behalten ... Also einerseits sind die Zeichen ein Problem und andererseits die Raumordnung. Weil es alles linear anzeigt. Das heißt Zeile nach Zeile von oben nach unten. Und ich habe nicht wirklich eine Vorstellung von der Raumordnung der Seite. ((Ahmm)) Zum Beispiel, wie weit die Zeichen voneinander sind oder wie es einfach angeordnet ist auf der Seite. Also ... ja ... das, womit mich am meistens bis jetzt gestört hat beim Studium war, als wir die Phonetik und Phonologie gehabt haben. Das war natürlich sehr mühsam.

I: Wie hast du diese Vorlesung gemeistert?

S: Also wir haben uns das so ausgemacht, dass er bestimmte Sachen von mir verlangt. Also ich musste wissen, welche Arten von Lauten zum Beispiel es gibt, wie und wo die entstehen. Und wir haben uns damals ... glaub ich zehn oder fünfzehn Zeichen ausgemacht, die ich mir einfach beschreiben ließ, und die wollte er auch wissen ... ob ich die gut beschreiben kann.

Also ich habe längst dieses Zeichensystem vergessen. Ich habe keine Tabelle bekommen, wo ich etwas zeichnen musste. Das war ein Kompromiss. Aber dafür wollte er alles von mir wissen ... wie alles funktioniert. Glaube die anderen wurden nicht so ausgefragt.

[...]

S: Nun allgemein zu den Lehrveranstaltungen ... Ohne die technischen Hilfsmittel von heute wäre es, glaube ich, sehr schwer, das Studium zu meistern ... die helfen einem extrem ... und die bieten einem viel an ... ich brauche die, wie ihr eure Blöcke und Stifte. Zum Beispiel mein Computer. Der wird viel eingesetzt. ... Ich brauche ihn für Schreiben zum Beispiel ... Mit der ganz normalen Tastatur, die ich an meinen Laptop angeschlossen habe, schreibe ich ... Ich schreibe mit allen zehn Fingern also wie die Sekretärinnen zum Beispiel, die dabei auch nicht auf die Finger schauen.

I: Wo hast du das Zehn-Finger-System gelernt?

S: Das habe ich in der Grundschule ... Sonderschule gelernt. Das lernt man in der 6., 7. Klasse. ... Das ist eben die Voraussetzung, dass du am Computer arbeiten kannst. Was auch immer du auf der Tastatur schreibst ... das siehst du gleich auf der Braille-Zeile im Brailleschrift. Oder wenn du einen Text liest. Diese ist wie ein Bildschirm für Blinde. Wenn du einen Bildschirm hast ... du schreibst auch auf die Tastatur und du siehst vor dir einfach den Bildschirm. Die Braille-Zeile ist also ein zusätzliches Gerät, das du an den Computer angeschlossen hast. Also du schreibst, schreibst, schreibst, und dann liest du auf die Braille – Zeile, was du geschrieben hast. Du hast natürlich auch die Sprachausgabe und die sagt dir gleich, was du geschrieben hast. Wenn du A schreibst, dann sagt sie gleich A. Aber wenn die Sprachausgabe spricht, dann erkennt die keine Unterschiede... man kann aus der Sprache nicht immer erkennen, ob es ein Ä oder ein E oder ein Doppel L ist oder nur ein einfaches L. Und deswegen hat man die Braille-Zeile, die... da kannst du jedes Mal es lesen, da siehst du das.

I: Ist die Punktschrift schwer zu lernen?

S: Nein, überhaupt nicht. Es dauert ungefähr so lange, wie eine Schwarzschrift zu lernen. So etwa ein Jahr. Man hat ... ich weiß nicht inwiefern du weißt, wie Punktschrift funktioniert.

I: Ich weiß, dass es mit einem Sechs-Punkte-System zu tun hat.

S: Ja, also es sind so zwei Spalten und es wird so gezählt. Links oben ist eins, darunter ist zwei, links unten ist drei, rechts oben ist vier. In der Mitte ist fünf und rechts unten ist sechs. Und jetzt lernt man zum Beispiel: erster Punkt ist hier [zeigt] ... links oben ist A. Die Punkte hier links oben und der zweite Punkt sind B. Dort ist C, also nebeneinander. Eins fünf ist E, eins zwei vier ist F usw.

I: Lernt man die Buchstaben mit der Hilfe von Zahlen?

S: Eigentlich schon auch ... und die Formen. Also wie sich das antastet. Und man lernt das zuerst mit dem ... man hat zum Beispiel ... ich habe das sehr gemocht ... man hat ein hölzernes Sechs-Punkt-Brett. Ein kleines, dickeres Brett mit so sechs Stacheln, könnte man sagen ... und auf diese sechs Stachel setzt man verschiedene Figuren auf. Zum Beispiel es hat eine Puppe gegeben und es hat einen Pilz, einen Apfel aus Holz, alles aus Holz, eine Birne. Und so lernt man durch Spielen. Da sagt die Lehrerin zum Beispiel: „Die Birne kommt auf Punkt sechs und der Apfel auf Punkt drei...“ und so durch Spielen. Wenn ich die Buchstaben lese, sag ich mir natürlich nicht ... aha, das ist der Punkt sechs, sondern ich sehe einfach diese Form, eine schräge Form, und gleich sehe ich die Buchstabe A.

I: Und rechnen? Wie geht das?

S: Bei mir [lacht] schlecht [lacht] ... Die Punktschrift kann natürlich auch Zahlen abbilden. Es gibt so etwa seit fünfzehn Jahren oder zehn Jahren ((ahmm)) ... gibt es auch eine Acht-Punkt-Version von der Punktschrift. Dadurch hat sich natürlich die Anzahl der Zeichen, die du schreiben kannst, erweitert von vierundsechzig auf zweihundertsechsfünfzig. Mit sechs Punkten kannst du nur vierundsechzig Zeichen machen. Es gibt also nur vierundsechzig Kombinationen, die du durch sechs Punkte darstellen kannst. Durch acht Punkte kannst du zweihundertsechsfünfzig bekommen und damit kannst du praktisch die ganze ASCII-Tabelle darstellen, also auch verschiedene mathematische Zeichen natürlich.

[...]

I: Kannst du auch die Schwarzschrift?

S: Nein. Ich hab ungefähr eine Vorstellung wie die ... Buchstaben aussehen. Autokennzeichen kann ich sehr gut lesen [lacht].

I: Habt ihr das auch in der Schule gelernt?

S: Also ... nur erkennen ... nur lesen ... da haben wir die Reliefbuchstaben ... und wir haben auch gelernt, wie man sich unterschreibt. Das ist meine Unterschrift [unterschreibt dabei] ... fast jeder akzeptiert die ... also zwei Fälle vielleicht ... haben vielleicht so schief geschaut. ... Meine Mama hat gesagt, dass die nicht so leicht nachzumachen ist [lacht] ... Ansonsten schreibe ich alles am Computer ... in der Blindeschrift.

I: Hast du die Schule hier besucht?

S: Nein. Ich habe es die Deutsche Schule in (...) besucht. 1992-1993, nach der Wende, ist diese Schule entstanden. Und die war ... ist ziemlich gut. Es war eine Schule für Kinder der Diplomaten, die in (...) waren und so ... und später ist die auch für die breite Öffentlichkeit geöffnet worden ... und da habe ich gelernt ... es funktioniert so ... es ist ein sechsjähriges Gymnasium und die ersten zwei Jahre sind meistens auf (...) unterrichtet. Aber man hat einen intensiven Deutschunterricht ... im ersten Jahr hatten wir an die sechs Stunden pro Woche etwa und im zweiten Jahr waren schon elf Stunden pro Woche Deutsch. Es waren so sieben Stunden Grammatik und so ... und vier Stunden hat's dann gegeben ... also Fachsprache hat's geheißen. Da hatte man Fachsprache in Mathematik ... damit man weiß, wie man Wurzel sagt ... dass man Wurzeln zieht ... Das gab's auch in der Geschichte, in der Geographie und in der Biologie. Also diese vier Fachsprachen hat's gegeben. Und nach diesen zwei Jahren des sechsjährigen Gymnasium hat's dann begonnen mit Unterrichten nur mehr auf Deutsch. Also alles auf Deutsch ... von Muttersprachlern unterrichtet.

I: Und Deutsch? Wo hast du Deutsch gelernt?

S: Privat. So ... mein Vater hat schon immer in Deutschland gearbeitet ... meinen Großvater ... also die Urgroßmutter von mir, die ich zwar nie kennengelernt habe ... die kam aus Deutschland eigentlich und die ... die hat meinen Urgroßvater kennengelernt ... also ich habe

es wahrscheinlich ein bisschen geerbt. [...] Der Großvater hat es immer gewollt, dass ich Deutsch lerne. Bei uns in der Grundschule ((ahmm)) ... es war so eine Sonderschule für Blinde ... da gab's damals nur Englisch. Meine Eltern haben aber eine Deutschlehrerin gefunden, die mich damals in der Schule einmal in der Woche besucht hat ... das war eine Internat-Schule. Meine Mama musste arbeiten ... ich fuhr also immer sonntags oder montags hin und freitags haben die mich da wieder abgeholt. Im Gymnasium bin ich aber jeden Tag nach Hause gefahren. Der Weg dahin ... das haben wir vorher ... in den Ferien trainiert ... in der Grundschule konnte ich das nicht. War zu klein.

I: Und Kindergarten?

S: Das war auch weg von zuhause ... es war auch eine Sondereinrichtung. Da war ich auch im Internat. Aber immer nur paar Tage. ... Also vom Dienstag bis Donnerstag. Meine Mama hat inzwischen gearbeitet. Montags und freitags war ich dann zuhause.

I: Wie kam es zu deiner Blindheit?

S: Es ist im Inkubator passiert. Das war in der Zeit, als man nicht so ganz gewusst hat, wie man diese Geräte richtig einstellen soll. ... Man hat also mit der Sauerstoff [lacht] ein bisschen übertrieben bei mir ... und auch bei anderen ... einige Menschen sind damals auf diese Weise erblindet. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich je gesehen habe. Ich kann nicht sagen, ob das Licht zum Beispiel in diesem Raum an oder aus ist. Wenn ich das wissen will, dann muss ich halt die Glühbirne berühren [lacht] ... Heutzutage sind aber die Spar-Glühbirnen auch nicht mehr warm ... man kann auch das manchmal nach dem Geräusch ... hören, ob es an ist.

[...]

I: Nochmal zum Studium ... Wie kam es dazu, das zu studieren, was du jetzt gerade studierst?

S: Also, bei mir ist das so entstanden. Als ich jung war ... also mit 14... ah... habe ich mir schon Gedanken über die Zukunft gemacht... ((ahmm)) ... über Berufe... Weißt du, in meiner Situation ... ((ahmm)) ... man denkt schon viel früher an die Zukunft. Auch meine Eltern haben daran gedacht, denn sie haben mich in eine deutsche Schule gebracht. ... Mein Opa wollte es

auch ... das hat mir besonders gefallen. Die Fremdsprachen haben mich immer interessiert. Nachdem ich maturiert habe, wusste ich schon, dass ich mit Sprachen arbeiten möchte ... DolmetscherIn sein. Der Beruf fasziniert mich so... hat irgendwie einen Glamourtouch und außerdem kann ich mein Leben dadurch finanzieren. Man kann ... bei einem solchen Beruf auch neue Sprachen dazulernen, die vorhandenen ausbauen und [lacht] ... viel verreisen.

[...]

I: Hast du bis jetzt dolmetschen müssen? Wie machst du das? Hast eine eigene Notizentechnik?

S: Selten ... ((ahmm)) ... Ich versuche mich beim Dolmetschen auf die Hauptideen zu konzentrieren. Bis jetzt habe ich mir auch keine Notizen gemacht. ... habe ich auch nicht offiziell gedolmetscht. ... Habe die Situation anders gelöst... denn... ich konnte immer nachfragen, falls ich was vergessen habe. Nun ... ein bisschen Gedanken habe ich mir schon darüber gemacht ... wie man halt so notieren kann, ohne Notizblock ... welche Abkürzungen, Zahlen ... es muss alles Zeile für Zeile stattfinden.

I: Du sagtest vorhin, dass du viel mit dem Gedächtnis arbeitest. Wie trainierst du dein Gedächtnis?

S: Ich könnte sagen, dass ich ein relativ gutes Gedächtnis habe. Also man muss sich zum Beispiel merken, wo man was hat. Weil man kann den Raum nicht einfach mit den Augen absキャンen um zu wissen, wo was liegt. Ich mache so Gedächtnisübungen und so. Ich habe zum Beispiel ein Spiel auf mein Handy mit Tönen, wo man sich Töne merken soll. Also jedem Ton entspricht eine Taste. Aber ... beim Konsekutivdolmetschen ... wenn es zu viel wird ... ich kann es mir gut vorstellen, die Rede aufzunehmen und danach zu dolmetschen. Jetzt noch nicht [lacht].

I: Und beim Simultandolmetschen? Wie gehst du damit um?

S: Also... Ich habe bis jetzt sehr wenig simultan gedolmetscht. Es ging aber irgendwie... ich glaube, dass wenn man sich dafür richtig vorbereitet und das richtig trainiert ... wie die Sportler machen ... ist das Simultandolmetschen nicht mal so schwer.

I: Bezüglich der Orientierung auf Uni-Gelände. Wie machst du das?

S: Wenn man nicht sieht, ist es schwierig, zu einer komplexen Vorstellung zu kommen. Also ich weiß zum Beispiel nicht, wie unser Uni-Gebäude aussieht. So im Ganzen und Großen. Ich hab's nie es von der Entfernung gesehen, dass ich sagen könnte: Aha, das ist der Altbau, das ist der Neubau, das ist das Hauptgebäude usw. Aber ich kenne einfach die Wege hier, die ich gehe, die ich bewusst oder unbewusst gelernt habe. Und ich habe so die Vorstellung, dass wenn ich in das Gebäude komme, dann stehe ich im Foyer. Zu meinem Rechten ist halt die Rezeption ... die Stiegen zum Audimax. Zu meinen Linken ebenso. Vor mir gibt's Vitrinen, oder was gibt's da, und die Tür zu den ... dass man hinaus in den Hof kommen kann. Da in dem Vorraum zu Hof, weiß ich, dass nach links gehen kann oder durch den Korridor zu der Bibliothek.

I: Und woher weißt du, wie weit das ist?

S: Durch die Erfahrung. Außerdem kann man sich mit der Echolokalisation aushelfen, dass man zum Beispiel ... die Tür hört. Ich mache das zum Teil. Ich weiß zum Beispiel, wo eine Tür ungefähr ist, aber meistens kann ich nicht sagen, ob die Tür ganz offen oder halb offen ist. Es passiert mir sehr oft, dass ich gegen die Tür laufe, da ich die Spalte nicht gut abschätzen kann oder so ... das kann man nicht jederzeit erkennen ... das kann man erst nach dem Geräusch erkennen, das von dem anderen Raum kommt. Nun wenn es ganz leise, wenn es still in dem anderen Raum ist, dann ... also wenn die Tür halb offen ist, dann ist der Klang halb gedämpft ... von dem anderen Raum. Du kommst zum Beispiel in einen Hörsaal hinein und hörst ... aha, die Lautstärke ist auch die Hälfte. Aha, das heißt, die Tür ist halb offen. Wenn nichts hinter der Tür passiert, dann weiß man das nicht. Und natürlich zum Beispiel was so ganz problematisch ist, ... ist wenn man spät kommt in eine Vorlesung und muss sich einen Platz suchen. Das geht nicht. Also das kann man nicht wirklich machen. Dann muss ich einfach hineinkommen. Es ist schrecklich peinlich. Ich mag das überhaupt nicht. Jetzt geht's noch. Aber früher, als ich sehr scheu war, habe mir gedacht, besser als spät kommen lieber überhaupt nicht kommen. Zum Beispiel im Hörsaal 5 ... nein, nein, in dem kleineren, im Seminarraum 1, also in Seminarräumen. Obwohl, in Seminarräumen ... ging's. Da ist die Gemeinschaft meist geschlossen. Da finden Übungen statt, wo man sich kennt. Aber es ist ... ich weiß nicht ... wenn man kommt, dann muss man sozusagen warten, bis jemand einen

abholt oder sagt, hey, da gibt's etwas frei. Also das geht nicht. Man kann die Bänke irgendwie abtasten aber damit natürlich auch die Menschen, die dort sitzen. Ist auch nicht jedem recht [lacht].

I: Hast du Echolokalisationsübungen machen müssen?

S: Nein. Ich habe es eher entdeckt. Als ich klein war, bin ich drauf gekommen, dass es mit Zungenschnalzen gut funktioniert. Das habe ich, glaub ich, schon mit drei Jahren gemacht.

I: Ist das Uni-Gebäude blindengerecht gestaltet? Gibt's dort Leitlinien?

S: Also Leitlinien? Künstlich gebildete gibt's natürlich keine. Es ist hier nichts Spezielles für Blinde gedacht. Aber es ist auch nicht ... ((ahmm)) ... nichts blindenfeindlich, würd ich sagen. Wobei zum Beispiel unten im Foyer, es ist mir schon ganz oft passiert, dass ich ... also da hast du ja die Treppen, sozusagen das Treppenhaus ... geht da so schräg hinauf. Das ist auch gefährlich, weil man kann da gehen und mit dem Kopf das erwischen. Weißt du, was ich meine? Das sind einfach die Stiegen von der anderen Seite so wie sie steigen... und kannst so kommen und die von der Seite erwischen zum Beispiel mit dem Kopf. Das ist ganz unangenehm. Und im diesem Raum zum Beispiel, da wo wir jetzt sitzen. Wenn ich hier alleine unterwegs bin, den mag ich auch nicht so ganz. Manchmal habe ich das Problem, den Weg hinunter zu finden, weil ist es so balkonartig hier... und manchmal bin ich hier wie in einer Falle.

I: Wir haben jetzt draußen Schnee. Wie gehst du damit um?

S: Mit Schnee ist nicht so ganz lustig. Er verwischt die Unterschiede zwischen Straße und Gehsteig, zwischen Gras und Asphalt. Das ist nicht ganz nett. Aber glücklicherweise, in den Städten hat man nicht so viel Schnee oder man versucht, den Schnee los zu werden. Also ... ja zum Beispiel wenn du so eine ... ((ahmm)) ... eine Siedlung hast, wo die Häuser voneinander durch so schmale Wege getrennt sind und sonst gibt's Grün dazwischen und jetzt fällt Schnee, dann hat man praktisch keine Chance, den Weg wieder zu finden, obwohl man es vielleicht schon kennt. Denn ... man orientiert sich ja an den Kanten der Wege oder am Gras. Und wenn es plötzlich alles gleich ist, dann ...

I: Wie findest du eine neue Adresse?

S: Entweder lasse ich mich von der nächsten Straßenbahn- oder Bushaltestelle abholen ... wenn's geht. Und wenn es nicht geht, jetzt mit dem Ovi Maps, diesem Navigerät... das habe ich jetzt seit drei Wochen ... also habe damit noch nicht so viel Erfahrung... aber das ist eine Fußgängernavigation. Du gibst eine genaue Adresse rein und die sagt dir, in welcher Straße du abbiegen sollst oder wie weit es noch ist, welche Richtung das ist. Also eine ganz große Hilfe. Natürlich sagt sie dir nicht, ob es da eine Ampel ist, ob es grün oder rot ist, ob es da eine Baustelle gibt. Aber es sagt dir wenigstens, ob du in die richtige Richtung gehst und wo du abbiegen sollst. Das ist gut. Und oder es zum Beispiel... die hat so eine nette Funktion. Du kannst suchen, wo du dich befindest. Und ich kann ihr sagen, bitte zeige mir, welche Geschäfte in der Umgebung gibt. Und die sagt mir: 50 m westlich ist eine Billa oder ... und die Adresse dazu zum Beispiel. Ich kann dann sagen, ok, ich will dahin gehen. Und die sagt mir, wie ich das machen soll.

I: Und weil wir davon sprechen. Wie kaufst du ein?

S: Naja. Das ist natürlich so ein bisschen schwierig. Ich mag Geschäfte wie Bäckerei zum Beispiel oder einfach die Geschäfte, wo man an die Theke bedient wird. Das geht. Aber natürlich so Billa's ... ((ahmm)). Hier haben meistens diese Geschäfte eine feste Anordnung, wo sich was befindet. Also wenn man das Geschäft ein bisschen im Kopf hat, dann weißt man ungefähr. Aha, rechts gibt's Milch. Danach gibt's Gebäck, dann gibt's Gemüse. Hier in Österreich ist es meistens so, dass die Ware immer gut geordnet ist. Bei mir daheim ist es anders. Da wird es ständig gewechselt. Aber natürlich auch, wenn du weißt, wo sich das Regal mit Milch befindet, heißt es immer noch nicht, dass du allein einkaufen kannst, weil wie weißt du, welche Milch ... also Vollmilch oder was weiß ich. Du magst zum Beispiel die Milch von nöm und jetzt nimmst du dir die von JA natürlich. Da gibt's keine Hilfe. Da muss du entweder zu Regal kommen und warten, bis jemand vorbei kommt und dir dabei hilft. Nun mit der Freundlichkeit mit der man hier zu tun hat... es ist nicht immer angenehm. Also Einkaufen ist für mich eine ganz stressvolle Angelegenheit und ich muss wirklich sehr gut drauf sein, dass ich mir hier so was antue. Meistens ernähre ich mich von Kebab, weil es ist sehr leicht, oder die Bäckereien sind auch ok. Ich habe so eine kleine entdeckt, wo sie auch die Grundlebensmittel haben, wie Milch oder so. Aber diese Geschäfte sind wesentlich teurerer als die großen. Man muss sich wirklich entscheiden, wie man das löst.

[...]

I: Vielen Dank für alles !

Interview 2

Einzelinterview; Skype-Gespäch

Interview geführt im September 2012

Gesamtlänge der Aufnahme: 57,30 Minuten

InterviewpartnerIn (D1): um die 40 Jahre alt; arbeitet seit 5 Jahren als DolmetscherIn in der Privatwirtschaft; hat Deutsch als Bildungssprache

[...]

I: Danke, dass du dir Zeit genommen hast, meine Fragen zu beantworten. Ich zeichne dieses Interview auf. Nur für mich und aus Forschungsgründen. Es ist alles anonym. Ist das in Ordnung für dich?

D1: Alles in Ordnung.

I: Was hast du genau studiert?

D1: Ich bin Diplomdolmetscher. Habe an der Humboldt-Universität in Berlin studiert. Allerdings bin ich so einer der Letzten gewesen damals, der sich auf Diplom an der Humboldt-Uni noch hat einschreiben können. Als Abschluss Diplomdolmetscher. Dann gab es zwischenzeitlich mal ein Studiengang, das hieß Interkulturelle Fachkommunikation. Das war sozusagen ein gemischter Studiengang, wo ein bisschen Dolmetschen war und ein bisschen Übersetzen. Also ISK hieß es. Und der Abschluss dieses Studienganges ... der hat ein ganz eigenartiger Name. Der hieß Translator. Also man konnte kleines bisschen dolmetschen und auch ein bisschen übersetzen. Und der hat allerdings nicht so lange existiert. Jetzt gibt's auch nicht mehr. Und jetzt ist in Berlin so, dass ... Dolmetschen kann man gar nicht mehr studieren. Es gibt nur im Rahmen des Bachelor-Studiums so ein Modul bei uns. Es heißt berufsbezogene Fachkommunikation. Und da kann man Dolmetschen sozusagen als einer der vielen Fächer wählen. Da sind auch Leute, die noch nie gedolmetscht haben und die einfach mal probieren wollen, wie das Dolmetschen so abläuft und funktioniert. [...] Hat sich schon ziemlich verändert die Studiensituation. Das nächstgelegene, wenn man Dolmetschen jetzt richtig studieren möchte ... muss man nach Leipzig fahren.

I: Warum hast du dich für das Dolmetschstudium entschieden?

DI: Ich habe mich dafür entschieden, weil ich schon immer Interesse für Sprachen hatte. Also für Fremdsprachen. Auch in der Schule schon waren Sprachen meine Lieblingsfächer. Und da hatte ich mich nach dem Abitur erkundigt, was man mit Sprachen studieren kann. Unter anderem kam ich auf die Dolmetschausbildung und hab das dann gewählt.

I: Musstest du eine Aufnahmeprüfung machen?

DI: Also ... damals gab es keine Aufnahmeprüfung. Es musste ein bestimmter Notendurchschnitt erreicht werden [...]. Und beziehungsweise für Behinderte gab es auch eine Härtefallregelung. Aber Eingangstests an sich gab es nicht. Also man hat sich dort eingeschrieben und wurde zugelassen in meinem Fall ... und dann ging's los mit dem Studium.

I: Wie lange hat das Studium gedauert?

DI: Hat schon eine Weile gedauert. Also ich war dann nach zwei Semestern in Erasmusaustausch in Genf. Und insgesamt hat das Studium mit Diplomarbeit und allem ja doch ziemlich lange gedauert. Also im Oktober 1996 habe ich mich eingeschrieben und im Mai 2006 das Diplom bekommen. Also fast zehn Jahre.

I: Wie hast du dich für das Studium vorbereitet? Wie sind die dolmetschspezifischen Übungen verlaufen?

DI: Ja, also Simultan war in dem Sinne einfacher, dass ich einfach wie jeder andere über Kopfhörer die Rede dann gehört und sie gleichzeitig gedolmetscht habe. Also die Rede gehört und gleichzeitig gesprochen ... also ... beim Simultan müssen ja keine Notizen genommen werden. Ja, vokabelmäßig hatte ich mich also ... damals hatte ich längst nicht so viel mit dem Internet gearbeitet wie jetzt. Also vokabelmäßig habe ich mich dann vorbereitet ... also wir hatten schon die Rede in schriftlicher Form als Datei bekommen beispielsweise. Dann konnte man sich daran vorbereiten. Und mit Wörterbüchern auf CD, die ich damals hatte, habe ich mich dann vokabelmäßig vorbereitet. Habe auch viele Artikel zu dem Thema gelesen ...

Zeitungsartikel ... zum Konsekutivdolmetschen ... wo da Notizen genommen werden müssen, hatte ich dann ein Notizcomputer, so Laptop-ähnlich. Allerdings lief er damals noch unter DOS ... also ein ziemlich altes Gerät. Der hatte keine Sprachausgabe, sondern unten eine Braillezeile. Und da habe ich mir mein eigenes Kürzungssystem von Abkürzungen geschaffen oder viel mehr, ja ... wo ich dann so private Abkürzungen genommen habe, die immer wieder kamen für bestimmte Begriffe. Ganz am Anfang ... versuchte ich viel zu notieren ... [lacht] ... erst mit der Zeit sind die Notizen weniger geworden. In Blindenschrift ist's nicht möglich ... irgendwie kleine Bilder oder Pfeile zu machen ... oder vertikal zu notieren. Also ich bin auch vollkommen blind ... ich habe kein Sehrest mehr, den ich nutzen konnte. Ich musste mich voll auf das Braillesystem verlassen und hab deshalb nur Abkürzungen, wie so eine Art Stenographie, in meinem Notizensystem verwendet. Wichtig war zu wissen, was diese Abkürzungen bedeuten ... das ist sehr wichtig beim Konsekutivdolmetschen. Sie dürfen nicht einem im Weg stehen.

I: An deinem Computer oder an dem Notizengerät?

D1: Naja ... am diesem speziellen Computer mit Braillezeile. Das war ja so ein tragbarer Computer. Und den hatte ich im Unterricht immer mit. Und hab dann auf diesem Computer meine Abkürzungen notiert. Mit der Braillezeile, dass ich das auch lesen kann, und nach dem Notieren abgelesen. Allerdings muss man sagen, dass dieses System mein Konsekutivdolmetschen doch langsamer gemacht hat, weil man mit diesem Computer den Text nicht als Ganzes überfliegen, also überblicken konnte. Man konnte dann nur eine Zeile ... Also so viel wie auf der Braillezeile drauf war, lesen ... und dann habe ich halt die Abkürzungen entziffert ... oder den Text wieder zusammengebaut. Konnte dann nur Zeile pro Zeile mich durch den Text durchtasten und mit dem Gedächtnis natürlich arbeiten.

[...]

Heute dolmetsche ich lieber Simultan als Konsekutiv. Ich bin so eher der Simultan-Typ. Also hören und dann gleich dolmetschen.

I: Hat dir im Studium Konsekutiv besser gefallen?

D1: Ja, es war so, dass im Studium als erstes Konsekutiv kam ... Simultan kam dann erst später. Wenn man schon eine gewisse Konsekutiverfahrung hatte [...].

I: Wie bist du mit der nonverbalen Kommunikation umgegangen? Mit dem Blickkontakt?

DI: Also nonverbale Kommunikation kann ich überhaupt nicht wahrnehmen. Ich sehe nichts. Ich muss mich dann meistens auf mein Gehör meistens verlassen. Meistens hört man schon an der Stimme, ob jemand beispielsweise ruhig ist oder aufgeregt oder zornig. Also ... man kann schon aus dem Klang der Stimme schon vieles ableiten. Und wenn ich dolmetsche ... man hört, wenn jemand spricht, aus welcher Richtung die Stimme kommt von der anderen Person oder von den Personen ... und dann versuche ich natürlich, mit dem Gesicht zu dieser Person hinzuschauen. Ich würde niemals der Person den Rücken zudrehen. Mache ich eigentlich schon automatisch. Auf so was sollte man natürlich achten. Gut, mit Blickkontakt ... ist für mich schon was schwieriger. Ich sehe ja nicht den Blick des anderen. Aber ich mach dann schon ... es ist dann schon so, dass ich in die Richtung der Leute dann schaue. Da hatte ich bis jetzt eigentlich kein Problem. Es ist nur das Problem, dass man dann eben die nonverbale Kommunikation von den anderen Leuten nicht wahrnehmen kann. Das ist ein Punkt ... der geht bei mir völlig verloren.

I: Wie war's, als die Dozenten die Notizentechnik unterrichtet haben?

DI: Es war eher so, dass sich dann jeder seine eigene Notizentechnik im Selbststudium aneignen musste. Also es wurde ganz kurz darüber gesprochen und auch auf bestimmte Werke verwiesen, dass die gibt ... aber dann musste jeder sein System finden. Also in den Kursen wurde es am Rande erwähnt.

I: Welche Schwierigkeiten hattest du im Studium?

DI: Also Schwierigkeiten ... naja ... gut, ich konnte die Schwierigkeiten alle lösen. Die Studenten waren schon sehr hilfsbereit, wenn man sie gefragt hat. Und auch die Dozenten ... dass sie mir beispielsweise Reden oder Dokumente als Datei zur Verfügung gestellt wurden. Also das hat schon meistens gut oder sehr gut geklappt.

I: Hast du die notwendige Literatur im Voraus bekommen?

DI: Ja, einige im Voraus vor dem Unterricht und andere danach. Dass ich das danach arbeiten konnte. Aber es gab schon einige ... die mir dann ... naja ... es kommt darauf an ... es

kam auf die Dozenten darauf an ... bei vielen war meistens doch so, dass wir beispielsweise bestimmtes Thema hatten oder dann einfach so gut wie wir konnten gedolmetscht haben ... und dass man die Datei im Nachhinein bekommen hat, damit man zuhause noch mal nacharbeiten konnte. Aber ja, es war ganz unterschiedlich.

I: Wie verliefen die Übungen?

DI: Ganz unterschiedlich. Naja, also man hatte dann die Rede ... beziehungsweise, wenn man Reden das erste Mal gehört hat, war natürlich nicht viel mit Vorbereiten ... dann hat man eben seine Abkürzungen notiert. Ein Dozent hat es immer so gemacht, dass er dann in der Woche darauf eine gedolmetschte Rede wiederholt hat. Aber es haben nicht alle so gemacht. Weil man kommt natürlich langsamer voran, wenn man jede Rede zweimal macht. Wenn man gleich weitergeht, dann geht es etwas schneller. Also hängt von den Dozenten ab. Eine andere Dozentin hat die Reden selber vorbereitet und dann Fachtermini gegeben im Unterricht und danach wurde die Rede gedolmetscht. [...] Diese Dozentin ... das war auch so, dass man die Rede vorher nicht kannte ... erst nach der Verdolmetschung wurde die Rede ausgeteilt und dann hat man sie nachgearbeitet ... zuhause halt. Ein andere Dozent ... war ganz anders ... er gibt gar keine Vokabeln ... aber er hat uns die Reden online zur Verfügung gestellt ... paar Tage vor der Übung ... So könnten wir uns zuhause drauf vorbereiten.

I: Welche Schwierigkeiten denkst du, dass die Dozenten hatten, beim Versuch, den Unterricht für dich barrierefrei zu gestalten?

DI: Das ging eigentlich ganz gut ... ich habe immer, als ich Probleme hatte, direkt mit den Dozenten gesprochen und oft war auch so ... die Dozenten hatten noch nie jemand, der blind ist ... aber wenn man ihnen dann erklärt hat, was man verbessern könnte ... welchen Bedarf man hat, dann habe ich ... ja, nur positive Erfahrungen damit gemacht. Also einfach auf die Dozenten zugehen und wenn etwas nicht zu sehr blindengerecht ist ... also wenn Sachen gibt's, mit denen ich nicht oder schwer zurecht komme ... dann bin ich einfach zu den Dozenten gegangen und dann haben wir eine Lösung finden können.

[...]

I: Was hat dir am meistens geholfen bei der Vorbereitung auf den Unterricht?

DI: Gute Frage ... muss erst überlegen ... also ... naja, schon so bestimmte Vokabeln. Also es gab Dozenten, die haben uns zu den Reden, die wir gedolmetscht haben, Vokabellisten gegeben. Also im Unterricht wurden schon die wichtigsten Vokabeln der Rede dann schon genannt ... bevor die Rede dann im Unterricht gedolmetscht wurde. Das ist schon ganz hilfreich, zumal wenn es Wörter sind, die dann im späteren Kontext noch öfter vorkommen ... konnte mich so mehr auf Sprechen und Hören konzentrieren. Und ansonsten ... ja auch gerade beim Dolmetschen war eben sehr hilfreich ... ist das heute ebenso, dass man sich immer informiert über das aktuelle Geschehen ... beispielsweise über das politische Geschehen ... ja oder Kultur ... oder was so in der Welt los ist. Das hilft ja natürlich auch, wenn man Texte hat für diese Themen ... das war im Studium ganz genauso ... Ja und natürlich, dass Sachen, also Texte, die gedolmetscht wurden, als Datei zur Verfügung gestellt wurden. Das war schon sehr hilfreich. Denn wenn man die Sachen erst scannen muss beziehungsweise aufbereiten muss, damit sie lesbar sind für Blinde ... das dauert schon länger. Also das bedeutet ein größeren Zeitaufwand.

I: Wie hast du die Korrekturen deiner Arbeiten bekommen?

DI: Ja ... also ... einer Dozentin hatte ich meine Übersetzungen ausgedruckt ... auf Papier gegeben ... sie hat dann korrigiert und sie hat sich auch die Zeit genommen, nach dem Unterricht mit mir die Korrekturen durchzusprechen. Ich hatte so ein kleines Diktiergerät und hab dann auch ihre Korrekturen auf Kassette aufgenommen. Damals waren noch Kassetten ... und hab dann zuhause in meiner Datei das durchgearbeitet. Und später ... ist das doch viel einfacher, wenn man den Dozenten die Arbeit als Datei schickt. Dann können die direkt in die Datei reinschreiben und die Korrektur entsprechend markieren, damit man weiß, wo etwas korrigiert wurde ... und dann geht es etwas viel einfacher.

I: Hast du die Texte ausdrucken müssen?

DI: Ja ... ich habe ein Schwarzschrift-Drucker. Ich kann so die Texte ausdrucken, dass auch andere Leute das lesen können. [...] Jetzt ist es aber in vieler Hinsicht einfacher, als ich studiert habe. Es hat sich einiges getan.

[...]

I: Wie war's mit der Literaturbeschaffung?

DI: Das größte Hindernis ... war die Unterlagen für's Lernen vorzubereiten ... die zu finden ... also vieles musste ich einfach selber scannen. Beziehungsweise die einfach vorlesen lassen ... und ... Es kam immer drauf an. Wenn es gut zu scannen ging, dann habe ich das gescannt, weil es doch einfach besser ist, wenn man es sich selber noch mal durchlesen kann ... und auf der Braillezeile dann gewissermaßen den Text unter den Fingern hat und den selber sehen kann ... aber ... wenn es ja schlechte Fotokopien waren, was ziemlich oft vorgekommen ist ... dann ging es einfach doch schneller, sich das vorlesen zu lassen. Also aber so, dass die Unisachen in Blindenschrift zur Verfügung gestellt wurden, war gar nicht. Ich musste das alles selber ... alles aufbereiten. Und das ja ... Das nimmt schon einige Zeit in Anspruch.

I: Gab es Lehrveranstaltungen, bei denen du nicht teilnehmen konntest?

DI: Das gab es nicht. Also ich habe an allem teilgenommen. Sogar Linguistik habe ich belegt. Etwas schwierig war das in den Syntaxübungen ... mit den Baumdiagrammen. Meine Eltern haben mir sehr geholfen dabei und mir die Diagramme beschrieben. Und bei den Prüfungen ... konnte ich sie mündlich machen. Habe dann die Diagramme oder bestimmte Phänomene mündlich erklären können. Ich musste die nicht selbst zeichnen [...]. Ließ sich immer ein Weg finden.

I: Musstest du manchmal die Prüfungen allein schreiben?

DI: Ja. Es war schon oft so ... wenn die Prüfung schriftlich war ... dann wurde ein extra Termin vereinbart. Und auch, wenn ich sie schriftlich mit meinem Computer geschrieben habe und dort direkt dann ausgedruckt ... es war so, dass mich jemand extra beaufsichtigt hat. Mit den anderen zusammen habe ich sie nie gemacht.

[...]

I: Wie bereitest du dich auf Dolmetschaufträge vor?

DI: Also ich arbeite schon seit einigen Jahren ... seit der Diplomarbeit ziemlich viel mit dem Internet. Also ich mache dann ziemlich viel Recherche im Internet. Suche Paralleltex te oder Texte zu dem Thema. Beziehungsweise frage dann auch, ob es möglich ist, von den Auftraggebern bestimmte Sachen als Datei zugeschickt zu bekommen. Also wenn es beispielsweise eine Konferenz ist, versuche ich immer, von den Rednern zumindest eine kurze Zusammenfassung von den Beiträgen zu bekommen. Oder manchmal, wenn man Glück hat, es ist aber ganz selten, ... man kriegt auch die ganze Rede mal. Oder ich suche es mir das im Internet ... über Paralleltex te. Also das Internet ist schon eine große Hilfe, auch für Fachtermini und so weiter.

I: Welche Schwierigkeiten können bei einer Verdolmetschung vorkommen?

DI: Ja ... es kann schon manchmal schwierig wenn, wenn beispielsweise ziemlich viele Power Point-Sachen gezeigt werden auf einer Konferenz, die ich nicht sehen kann. Also dann kann ich mich nur darauf verlassen, was vom Redner gesagt wird. Ohne diese Bilder, Diagramme sehen zu können. Aber ja ... aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass es immer bis jetzt sehr gut gelaufen ist, weil die Redner erklären dann meistens doch auch mit Wörtern die wichtigsten Punkte, worauf es in den Diagrammen ankommt. Es wird also schon mündlich noch einmal ... in den meisten Fällen wiederholt beziehungsweise kurz darauf eingegangen. Von daher ist das schon ... ja, möglich und ansonsten gerade, wenn man simultan dolmetscht ... gibt es wenige Probleme. Weil das kann ich genau wie jeder Sehende ... die Rede hören. Und ich dolmetsche das. [...] Wenn ich etwas dolmetschen muss, dann versuche ich mich natürlich schon voll auf die Rede zu konzentrieren. Meistens gelingt mir das schon sehr gut. Ich weiß nicht ... ich übe mein Gedächtnis nicht irgendwie bewusst. Also ich mache nicht irgendwie ... irgendwelche Zusatzübungen für das Gedächtnis. Das arbeitet sowieso im Alltag ununterbrochen.

[...]

I: Bist du festangestellt?

DI: Also es ist so ... ich habe jetzt wieder angefangen zu studieren und parallel bin ich auf Arbeitssuche. Also es ist nicht so einfach ... ich hätte gern eine Festeinstellung als Dolmetscher. Aber ist ziemlich schwierig. Vor allem, wenn es irgendwann mal so Sachen in

Ministerien oder im öffentlichen Dienst gibt, dann ... ja, ist die Nachfrage sehr groß ... und auf dem ganzen Bundesgebiet bewerben sich dann Leute und ... ja ... bis zum Vorstellungsgespräch hat's schon mal einige Male gereicht, aber weiter auch nicht ... also ... [...] Man merkt manchmal dann ... also ich habe dann im Vorstellungsgespräch und auch so gemerkt, dass die Leute dann nicht unbedingt jemand Blinden haben wollten für die Stelle.

I: Was hast du für Sprachen?

DI: Englisch und Französisch. Und jetzt mache ich noch Russisch dazu. Also ich hoffe, dann auch irgendwann mal Russisch auch beruflich nutzen zu können ... für Dolmetschen. Es ist aber noch nicht so weit. Das war auch so der Hintergrund für das Zweitstudium.

[...]

I: Vielen lieben Dank nochmal!

DI: Nichts zu danken!

Interview 3

Partner-Interview; Skype-Gespräch

Interview geführt im Juli 2013

Gesamtlänge der Aufnahme: 1 Stunde 17 Minuten

InterviewpartnerInnen (D2 und D3): um die 60 Jahre alt; seit über 20 Jahren tätig bei der EU; haben Französisch als Bildungssprache

I: Bonjour !

D2: Bonjour Loredana.

D3: Bonjour Loredana.

D2: [...] Alors, si vous avez des questions on est là pour vous répondre.

I: Je suis très ravie que vous m'ayez donné la possibilité de parler avec vous.

D2: C'est gentil mais c'est normal. Si on peut être utiles pour vous ...

I: Bon, j'ai une petite liste avec quelques questions sur le mode de travail dans les conférences et sur le mode de la préparation pour les conférences.

D2: Alors, on commence par quoi?

I: Pourriez-vous me parler un peu de vous?

D2: Alors ... je vais commencer, et puis D3 vous parle un peu d'elle. Nous avons étudié tous les deux l'interprétation en Angleterre et puis dans l'interprétation nous avons commencé à travailler du français vers l'anglais. Ensuite nous sommes ... partis vivre en Espagne parce que nous avons déjà l'espagnol comme le 2. langue en plus de l'anglais. Donc là, nous avons enseigné le français et étudié l'interprétation à l'école de Grenade en Andalousie. Et après, nous sommes allés à l'école de Trieste aussi. Donc, nous avons commencé à travailler avec 3 langues: anglais, espagnol, italien vers le français donc. Parce que c'était obligatoire d'avoir 3 langues pour commencer à travailler pour le Parlement Européen. Nous avons toujours

travaillé pour les institutions. Nous n'avons pas presque pas travaillé sur le marché privée, le marché libre. Donc, notre expérience c'est avec les institutions européennes. Et ensuite nous avons travaillé, moi j'avais travaillé comme freelance ... de 1991 à 1999, j'ai passé un concours et je suis devenu fonctionnaire ... non, qui est dans le service de l'interprétation de la Commission. D3 continuait à travailler comme freelance. Et voilà puis ... je crois en 1995 ... ensuite nous avons ajouté tous les deux le portugais et puis ensuite en 2007 nous avons ajouté l'estonien. Parce que à partir de 2001, 2002 la Commission a encouragé les interprètes à apprendre les langues des nouveaux pays, de l'adhésion de 2004. Dons nous avons commencé à étudier l'estonien en 2001 et nous l'avons étudié pendant 6 ans avec des cours de la Commission, avec des séjours en Estonie. Apres nous sommes partis en ... ce s'appelle la bourse. C'est à dire qu' on marche dans le pays... et moi, on continue à apercevoir mon salaire. Mais je vais 6 mois pour étudier à l'université pour améliorer l'estonien. Et au retour nous avons ajouté comme langue de travail l'estonien donc depuis 2007. Voilà. Donc.

D3: Moi, je vais un peu compléter les informations de D2 parce qu'il a presque tout dit. Notre premier voyage en Angleterre pour apprendre l'interprétation ça était de 1985 à 1986. On a donc suivi des cours d'interprétation là-bas et en même temps on enseignait le français aux étudiants. On était lecteurs. Et en même temps on a suivi les cours de l'interprétation et c'est là où nous est venu vraiment l'idée d'être interprètes. Parce que avant... on savait pas ... on voulait être enseignants mais on avait déjà enseigné à Glasgow de 1985 à 1986 et ça nous n'avait pas tellement tellement plu... expérience de l'enseignant... non, on voulait pas vraiment faire ça. Donc on passe cette première année en Angleterre, ensuite on est allé en Espagne et puis à Trieste en Italie [...]. Maintenant nous travaillons au SCIC depuis longtemps et moi suis comme l'avait dit D2 freelance, c'est à dire que je suis indépendante. Je suis engagée au contrat à la journée. Parfois on me propose plusieurs jours d'affilé. Parfois c'est le jour de lendemain. Ça dépend. Il y a aussi un système d'engagement à longue terme. C'est à dire l'année précédente, ils font des propositions aux interprètes freelance qui peuvent les accepter. Donc on sait un peu d'une année sur l'autre si on a du travail ou non. Et voilà.

Alors disons que pour les freelances; pour les indépendants ... comme je dis on peut nous engager assez longtemps à l'avance, pour certaine période, un an à l'avance. Donc on peut nous donner pas mal de jours déjà. Mais si la conjoncture, si la situation n'est pas bonne, ils

engagent a plus moyen terme. C'est a dire trois mois avant et même parfois du jour au lendemain ils demandent aux interprètes, s'ils ont des besoins. Ils demandaient par un billet dans le calendrier électronique. Il est accessible sur Internet sur le site web du SCIC. Ils nous font des propositions d'engagement. Et on les accepte ou on les refuse. Donc ça peut être même du jour au lendemain. C'est bien pratique pour moi aussi. Parce que si, par exemple, on n'a pas envie de travailler certaine semaine et ben on attend, on laisse les jours en libre éventuellement. Mais on peut nous aussi annuler de notre côté du jour au lendemain. Certaines jours pas les annuler même, disons pas les accepter. Voilà.

I: En revenant sur la déficience visuelle ... comment vous faites?

D3: Je lis, je prépare les réunions en utilisant le braille, en utilisant un lecteur d'écran ... des technologies qui permettent aux malvoyants et non-voyants d'utiliser l'informatique.

I: Pourriez vous me dire comment vous vous préparez pour une journée de travail?

D2 : Alors ce sont plutôt des réunions. Oui, il y a aussi des conférences aussi. Mais une conférence c'est plutôt un événement qui va durer de trois jours, qui va porter seul le même thème et qui peut durer plus longtemps d'ailleurs aussi. Mais ici, on a tendance à changer des thèmes assez souvent. Tous les jours, on peut changer des sujets. Parler un jour de l'agriculture, le lendemain de droit civil, le surlendemain de droit pénal, de régime douanier. On peut changer souvent de réunions. On a un système de volontariat pour choisir les réunions auxquelles on aimerait bien travailler mais le service nous permet justement de travailler à une réunion préférée que si c'est possible. Si ça, s'il arrange à eux parce qu'il y a beaucoup de facteurs qui sont en train de jeux. Les combinaisons linguistiques, le nombre d'interprètes, les besoins en langue, le service fait ce qu'il peut. Mais il n'est pas toujours possible de permettre aux gens de travailler dans les sujets qui les intéressent. Alors on connaît notre programme a peu près une semaine à l'avance. Même si ça peut changer. Ça se peut toujours changer. Du jour au lendemain ça peut changer. Normalement le programme est établi pour une semaine. Donc on connaît le titre de la réunion, le lieu de réunion, la salle où on doit se rendre, et il y a des documentes qui sont mis à notre disposition sur la réunion donc sur le sujet, il y a l'ordre du jour, il y a les documents principaux donc on peut lire tout ça. Et effectuer aussi nos propres recherches s'il y a des choses qui nous paraissent difficiles.

Et si on veut chercher plus d'informations on va sur Internet, on va dans les bases des domaines, on cherche des mots.

I : Recevez-vous les documentes en braille ?

D3: Non. Non ... mais avec les outils informatiques, avec le lecteur d'écran. Il y a un lecteur d'écran qui s'appelle Jaws. Je ne sais pas pourquoi ça s'appelle comme ça. Ah oui, c'est un sigle [...] mais grâce à lui on peut aller justement sur Internet ... lire les documents... Donc c'est un système logiciel qu'on installe sur n'importe quel ordinateur. Il faut payer la licence comme tous les logicielles qu'on acheté. Et donc on l'installe sur l'ordinateur [...]

D2 : En fait c'est un logiciel qui est multilangue. Donc c'est intéressant pour les interprètes non-voyants parce qu'on peut lire les documents dans pas mal de langues. Et grâce à cela nous pouvons accéder aux documents de réunion et qui sont mis à disposition sur notre programme. Quand nous allons prendre le programme de la semaine à côté du nom de la réunion il y a un endroit, on peut le cliquer, qui donne les documents. Puis nous avons aussi des bases de données, des vocabulaires et cela pour un non-voyant avec un logiciel spécial, ça peut être utilisable. Donc voilà comme on peut se préparer. Ensuite nous avons, nous n'avons pas les documents en braille mais le SCIC a acheté du matériel pour ses interprètes non-voyants. Et nous avons une imprimante en braille. Si nous voulons vraiment des documents en braille. Mais on ne l'utilise pas beaucoup parce que le braille ça prend beaucoup de place. Et si on a un document par exemple normal de deux pages si on veut imprimer en braille. Cela va donner de suite huit, neuf pages. C'est doublement À la limite c'est plus facile de consulter dans l'ordinateur. Et maintenant plus si l'on veut avoir les documents avec nous dans la cabine parce que nos collègues les reçoivent, les documents, sur papier le matin donc pour les documents pour la journée, mais nous pouvons toujours les télécharger maintenant dans les ipads ou les iPhones qui sont accessibles avec des petits appareils qu'on peut relier l'iPhone par exemple et qui donnent un affichage en braille. Donc ça nous permet d'aller voir de lire les documents comme un collègue.

I : Le collègue dans la cabine est aussi un non-voyant ?

D2 : Non. Nous ne sommes pas nombreux. Je crois que dans tout le service ce sont six personnes au maximum.

D3 : Je vais compter [lacht]

D2 : [denkt nach] ... nous sommes dix au maximum ... Dans des cabines séparées. Les interprètes les plus nombreux ... c'est la cabine anglaise. Ils sont trois. Et puis après ... venons nous. Et après une personne en cabine espagnole. Une en cabine italienne. Une en cabine danoise. Et voilà.

D3 : Donc c'est très peu des gens. Et donc pour ce qui est de test. Ça, il faut que les personnes non-voyantes et malvoyantes passent le même test comme tout le monde de spécificité. Il faut faire simultanée, consécutive comme tous les autres interprètes qui soient, qui passent un test pour devenir interprète freelance auprès des institutions. Puis que maintenant si on passe un test et qu'on réussit on devient interprète freelance pour le Parlement et la Commission et la Cour de justice.

I : C'est un test interinstitutionnel ?

D2 : Oui [...]. Pour la préparation c'est comme ça. C'est comment vous dites. Les documents disponibles ... alors ce qui est un peu mal pour un interprète non-voyant c'est quand il arrive des documents dans la journée. Parce que cela c'est évidemment s'il arrive sur les papiers c'est plus difficile à gérer, mais bon, là il faut vraiment bien préparer ses réunions. C'est sur. Bien préparer le vocabulaire. Comme à des années d'expériences c'est un peu plus facile de faire ça.

D2 : On constitue nous même nos propres glossaires par titre de réunion. Chaque fois quand on apprend nouveaux mots, on les note et puis on se fait une bagage, une espèce, voilà de glossaires. Mais tout le monde on fait ça. C'est pas spécifique uniquement aux interprètes non-voyants.

I : Quelles sont les difficultés pour l'interprétation simultanée ?

D3 : Pour la simultanée je crois pas qu'il ait vraiment des difficultés spécifiques aux non-voyants.

D Non, non plus. C'est un métier rêvé pour des personnes non-voyants ou malvoyants. Des difficultés non. On soit se faire ses exercices. On soit ne les pas faire.

D2 : Un non-voyant n'a pas en simultanée en tout cas plus de difficultés que les voyants. Ce que leur peut poser des problèmes, c'est l'interprétation consécutive parce que là, il faut prendre ses notes.

D3: Donc le problème avec la consécutive par exemple c'est si des non-voyants ne connaissent pas le braille ou n'ont pas de système d'écriture ... parce que là, ils ne peuvent pas prendre des notes et pour moi personnellement, je crois qu'il est impossible de faire de la consécutive uniquement en comptant sur sa mémoire.

D2: Moi, je suis d'accord avec D3. C'est pas possible, on peut pas mémoriser un texte de six minutes.

I : Et qu'est-ce que vous notez quand vous prenez des notes ?

D3 : Je note tout comme vous, comme les personnes voyants... on utilise des abréviations, lettres, signes de ponctuation... en fait tous les symboles du clavier. Moi je dirai que sur le plan de la technique il n'y a pas plus de difficultés pour une personne non-voyante avec la consécutive non plus. Si tu connais le braille, si on connaît le braille. Il n'y a pas de problèmes. Mais souvent les personnes non-voyants ont des difficultés parfois de lecture ou quand on ne connaisse pas le braille.

D2: J'ai aussi mon propre système d'abréviations et de distribution de l'information ... les notes sont comme un aide-mémoire individuel, un support servant à ne pas oublier ce que l'on sait déjà. Elles sont pas une transcription d'informations ... sont accessoires. Quand on prend des notes ... on note les chiffres, les noms propres, les mots-clés ... Mais là, bon, parmi les collègues qui sont ici et qu'en fait moi que je connais, connaissent le braille. Mais bon en général je dirais que... ils n'envoient pas des interprètes non-voyantes faire la consécutive. D'abord on fait très peu de consécutive. Ça représente de plus que peut-être de 2% de travail. Mais en général ils vont trouver de quelqu'un d'autre. Tout simplement.

D3: Disons que pour des raisons d'intelligence souvent la consécutive se fait dans des abattoirs, dans des usines, dans des champs des choses comme ça. En mission. Et donc pour pas compliquer la vie des interprètes non-voyants et des gens qui sont avec eux, ils n'envoient pas vraiment des gens faire spécifiquement de la consécutive.

D2: Maintenant si tu es en mission et si tu dois faire de la consécutive bien, il faut être en mesure de la faire, ou faire du chuchotage ou ... par exemple moi, j'étais pour une réunion en Portugal la semaine dernière et il a fallu accompagner les gens qui étaient à la réunion. Il y avait une dame qui voulait ... donc ils ont fait une visite touristique de la ville. Elle comprenait pas l'anglais ... donc il a fallu avec mes collègues qu'on allait faire le chouchoutage en français. Et voilà. Pour elle et pendant toute la visite. Mais en général ça c'était un prévu. Autrement ici à Bruxelles, s'il y a des réunions consécutives on évite d'envoyer un interprète non-voyant. C'est clair. Parce qu'il y a quand-même un énormément de réunions toutes les jours. Rien que pour notre service, notre direction interprétation. Je crois qu'il y a 40 réunions par jour. Donc c'est facile de trouver quelqu'un d'autre. C'est pas un souci. Bon en général, on les évite.

D3: Moi, les difficultés que je verrais pour un non-voyant ... ne serait pas lié à l'interprétation. C'est plutôt lié au fait de pas bien se débrouiller. C'est à dire quelqu'un qui soit pas assez autonome pour aller au lieu de réunion seul. Voilà les difficultés que je pense que quelqu'un peut avoir. C'est à dire si tu as peur de ... je ne sais pas. Si tu n'es pas suffisamment débrouillé, si tu es perdu quand tu vas dans une ville étrangère et comme ça. Ça c'est un problème. Il faut que la personne non-voyante veuille voyager, sache se débrouiller, ne panique pas, soit autonome voilà. Les difficultés... ça serait ça.

Mais je dis aussi, maintenant avec les outils informatiques qui existent je crois que l'autre difficulté que peut-il avoir, c'est qu'un non-voyant doit absolument se former en informatique. Et puis peut-être en consécutive. Le problème, c'est qu'il n'y a pas de méthodes pour un non-voyant. Il faut que chacun invente sa méthode. Parce que par exemple je sais pas si vous connaissez le braille. Vous l'avez déjà vu ? Comment ça fonctionne ?

I : Oui, oui.

D3 : D'accord. En fait en braille on ne peut pas faire d'écriture verticale. La seule façon d'écrire c'est à l'horizontale. Donc on ne peut pas utiliser des flashes, des symboles, des

choses comme ça. Donc il faut trouver plus ou moins une technique où on arrive à abrégé les mots, à prendre moins des notes mais sur linéaire. On ne peut pas faire des petits dessins ou des choses comme ça. Donc ça c'est peut-être une difficulté. Chacun doit vraiment trouver sa technique alors.

I : Qu'est-ce que vous faites quand l'orateur dessine quelque chose sur la table pendant le discours ?

D2 : Bon. Nous, on s'en sert pas. On se contente de faire le discours que fait l'orateur. Par exemple quand il dit : alors, je vais vous montrer les chiffres en bleu dans la colonne de gauche. Donc, si nous prenons le premier chiffre en bleu qui est dans la colonne... on fait simplement la traduction de ce qu'il dit. Et on ne voit toujours sur l'écran ... Ce sûr que ça c'est un soutien, le support visuel. On ne l'a pas.

D3 : Non, on ne peut pas voir. Il faut être très concentré. Ne pas paniquer. C'est notre métier. On a l'habitude. Et on n'a jamais de support visuel. Pour nous, ça n'existe pas. On ne s'en sert pas.

D2: C'est comme suivre un cours à l'université. C'est pareil. Je dirais ça c'est ne pas une difficulté propre à l'interprète non-voyant. C'est une difficulté des non-voyants en général. Quand il y a un cours à l'université, si le professeur fait une démonstration sur le tableau ou à l'écran. Il n'y a pas non plus le support visuel. ... Mais la nécessité nous oblige à générer des compétences supplémentaires pour compenser la déficience visuelle. Donc les gens qui ont fait des études sont habitués à compenser je pense. On écoute. Oui voilà. Peut-être une difficulté c'est que nous, on doit être beaucoup plus concentré que tout le monde. Parce que comme on n'a pas le soutien visuel c'est la dépendance de 100% de la partie orale. Et comme je vous disais si la personne, elle montre un graphique, un design, elle me décrit en même temps ... il faut être encore plus attentif alors qu'on fait ça.

I : Qu'est-ce que vous pensez de la communication non-verbale ?

D3 : Nous, on ne la voit pas. Nous on ne fait pas attention à ça. Non. Je pense que de toute façon souvent les personnes parlent, voilà, accompagnant ce qu'ils disent des gestes. Mais déjà dans la façon dont ils parlent on sent s'ils sont en colère ou contents. Donc on le sait par

la voix de retraduire ça. Mais les gestes non. Puis on ne les voit pas. L'important, c'est de dire ce que la personne nous dit. C'est ça ce qui compte.

D2 : Et bon ça, c'est une dimension qu'un l'interprète non-voyant n'a pas. C'est des indices ce qui lui manquent et ce que, je l'ai dit, il faut compenser. Mais bon, si quelqu'un est fâché vous l'allez voir j'ai pas ... qu'il va froncer les sourcils, qu'il va avoir un visage méchant alors que si vous l'écoutez bien, sa voix, c'est pareil, vous l'écoutez. Sa voix a un ton agressif, sa voix a commencé à trembler, des choses comme ça. Il va prendre un ton plus dégün. Mais moi, je dirais même que parfois notre paroir soit nous aide. Parce que certains collègues ... ça m'est arrivé hier. Hier, un collègue, il était très gêné parce que le délégué dans la salle le regarde, secoue la tête et il avait l'air fâché. Et le collègue ne savait pas s'il était contre lui ou contre ce qu'il disait ou contre le sujet de la réunion. Alors le collègue ... il l'a stressé, il pensait qu'il est fâché contre lui ... Et nous, ce genre de problème la, on n'a jamais. Nous, on n'est jamais distrait par rien. Parce qu'on voit pas.

I : Et qu'est-ce que vous faites quand le collègue vous écrit quelque chose pendant l'interprétation ?

D3 : Dans ce cas-là, il n'écrit pas. Dans ce cas-là, on va couper notre micro avec le bouton pour tousser et on va dire est-ce que quelqu'un connaît le mot. Mais bon, on a aussi des trucs. Si on ne connaît pas un mot on va contourner, on va rester vague, on va... jusqu'à quelqu'un on va trouver le mot, ou si non, on va le trouver dans notre iphone, dans notre système, dans notre glossaire. Ça peut arriver à tout le monde, même à des interprètes qui voient.

D2 : Bon là, on se situe à un niveau d'interprétation où les gens sont quand même des très bons interprètes. C'est pas l'interprétation d'amateurs. Vos collègues, ils n'auraient pas envie de passer leur journée de vous donner des mots écrits non plus. Chacun est très professionnel. Si par exemple dans la journée il faut qu'un collègue, je vais dire, vous donne 15-20 mots, il va être un peu fâché, il va penser que vous n'avez pas travaillé professionnellement. Vous avez attendu de test. C'est strict. On attend que les gens ont un bon niveau de l'interprétation quoi qu'il soient voyants ou non-voyants. C'est pareil.

D3 : C'est normal. Ce n'est pas parce qu'un interprète est non-voyant, qu'il aurait le droit d'être traité différemment. Non, on veut que la personne, elle soit aussi capable qu'elle se

débrouille. Si elle a des problèmes, si elle ne connaît pas certains mots, ben, elle les apprend. Parce que comme avait dit D2 ses collègues ne vont pas supporter de faire un double travail. Imaginez un peu un chirurgien qui ne sait pas opérer. Ses collègues comptent sur lui. Lui ne pas capable ... ça va pas. C'est pas possible. Ou des pilotes à bord d'un avion qui ne savent pas piloter. Non, non. ça c'est impossible.

D2 : Alors c'est un travail d'équipe mais il faut que chaque membre de la cabine soit son opérationnel. Et c'arrive que nous aussi, on donne des mots aux collègues. Mes collègues sont habituelles. Ils vous regardent, ils lisent sur les lèvres. On coupe le micro une seconde. On dit le mot. On collabore dans la cabine. C'est pas un problème majeur. Eux ont l'habitude de travailler ensemble. Ce ne sont pas tous des amis. Mais ce sont des gens qu'on connaît depuis 20 années. On se connaît depuis longtemps. On sait travailler ensemble.

D3 : Et il faut bien penser quand-même quand les gens travaillent pour les institutions que soit la Commission, la Cour de justice, le Parlement, on exige un niveau ... on passe pas la journée en se donner des mots. Parce qu'on a tous ... quand-même maintenant on exige que les gens aient plus des langues. On a déjà une charge du travail qui est lourde. Parce que tout le monde a au minimum 3, 4 langues. On n'est pas chargé le travail d'un collègue. C'est clair. Donc pour ça n'y a pas un traitement spécifique aux non-voyants.

D2 : Et c'est ne pas de la méchanceté. C'est simplement que ça nous fatigue trop, les uns et les autres, de nous occuper à ce point-là des collègues. Et nous, on voudrait pas oser des collègues de s'occuper de nous non plus.

D3 : Disons qu'un étudiant non-voyant qui veut devenir interprète ce qu'il faut... c'est valable pour tous les étudiants d'ailleurs, c'est arriver au test le mieux formé possible. Avec une excellente connaissance de ses langues et de sa langue maternelle aussi. Surtout !

I : Qu'est-ce que vous aimez dans votre travail ?

D3 : La variété. Le change des sujets. Apprendre tous les jours des nouvelles choses. On découvre toujours des nouveautés, par exemple sur le plan technologique, législation. On a l'occasion d'entendre travailler des magistrats, des policiers. On voit tout de sorte des hommes ... parfois des pêcheurs. On a des réunions parfois au haut-niveau. Réunions

ministérielles avec des chefs d'État. Nous étions au cœur de l'actualité. Faut aimer ça. Il faut être curieux. Aimer toujours à lire la presse. S'informer de nouveaux mots et surtout dans notre langue maternelle ... faut avoir un intérêt pour les langues ... et aussi d'être curieux.

D2 : Oui ça et puis le fait de changer de lieu souvent, tous les jours. De changer aussi de collègues parce que si on a travaillé avec quelqu'un ... qu'on apprécie peut-être moins qu'un autre collègue. Oui, la diversité, la variété, le fait aussi de travailler ensemble en petit groupe comme ça, à trois, quatre en cabine ou cinq... ça c'est agréable aussi de voir des gens différents. On est obligé de développer des qualités de travailler en équipe.

D3 : Collégialité et puis cette atmosphère où il y a quand-même 27, bientôt 28 nationalités qui cohabitent. Ça c'est bien, parce que on a découvert des collègues de tous les pays. Donc il y a les collègues qui font le retour vers le français donc par exemple le collègue, je ne sais pas, lituanien, polonais, roumain. Qui viennent à travailler dans la cabine française avec nous, donc a appris à se connaître. Nous la rencontrons beaucoup d'amis chez les lituaniens, les roumains, les estoniens. C'est encore la diversité. Mais je crois que vous connaissez ... Le grand intérêt de ce métier, c'est la diversité.

D2 : Oui, on a visité leur pays. On est allé dans leur pays. Pas en Roumanie. Malheureusement pas encore. On est allé en Lituanie. On va aller en République tchèque. Voyant des gens comme ça, on peut devenir curieux sur leur pays. On a beaucoup d'avantage.

D3 : C'est un métier que j'adore. Ça fait 21 ans que je le fais et je n'aurais pas aimé de faire un autre. C'est vraiment un travail magique quoi. Il y a le travail ici, il y a le travail vers différents niveaux. Un jour on travaille avec des syndicalistes, le lendemain c'est une réunion avec les ministres. C'est tout aussi intéressant l'un que l'autre mais c'est différent. Puis on a les conférences de presse, aussi on voit les journalistes qui nous viennent poser des questions. Nous sommes témoins des choses comme ça. Privilégiés.

D2 : Et puis ce qui est très reposant aussi dans ce métier c'est qu'on est à la fois témoin de tout ça. Mais le soir quand on rentre à la maison c'est fini. On n'emporte pas des dossiers, tout ce qu'il importe, tout ce qu'on doit faire, c'est préparer nos réunions. Mais ça, c'est à nous de nous organiser. On peut le faire le matin, on peut le faire dans la journée. Mais on

n'emporte pas le travail vraiment énormément avec nous. Quand on a fini, on a fini. Sauf l'étude de documents, de préparer, c'est tout, mais sinon... la journée de travail, quand elle est finie, est finie.

D3 : Et bon. C'est vrai qu'il y a beaucoup de concentration. C'est assez fatigant. Et bon peut-être pour les interprètes non-voyants c'est aussi fatigant parce qu'il y a un plus de travail. On a des endroits différents.

D2 : Mais c'est un stress auquel il faut vite s'habituer quoi. Mais c'est vrai que... je pense qu'on se repose beaucoup quand on se couche tôt, on se lève tôt. Il faut avoir une vie assez correcte. Parce que si on va tous les soirs dans la disco... ça va pas aller. Je crois que c'est la même chose pour les interprètes voyants aussi. Il faut beaucoup de repos, de concentration.

D3 : Et voilà. Nous ne connaissons pas le travail sur le marché libre. Parce que nous n'avons jamais travaillé comme ça.

[...]

I : Pourquoi avez-vous choisi ce métier ? Comment l'avez-vous maîtrisé ?

D2: Très jeune, je me suis intéressée pour les langues étrangères. J'adorais voyager... dans des pays différents.

D3: C'est un métier rêvé pour des personnes non-voyants ou malvoyants

[...]

D2: L'aide technique de plus en plus diversifiée et efficace ouvre pour nous de nouvelles possibilités. Nous ... nous avons aujourd'hui plus des chances d'être éduqués et intégrés dans la société que dans le passé. Le fait que nous puissions accéder aux aides techniques nous a permis de profiter de ce progrès technologique. [...] Les nouvelles technologies ... comme aide compensatoire sont indispensables pour nous. Et ... bon ... au fil des ans, les développements de la technologie ... nous ont permis d'élargir nos connaissances et notre

vision. [...] Ce qu'on utilise est un ordinateur adapté et soutenu d'un logiciel text-to-speech ... c'est pour la reconnaissance optique des caractères... une plage braille, un scanner, un enregistreur et mon smartphone équipé de Voice Over et Internet.

[...]

La vie à l'université amène ses défis à surmonter, mais je pouvais les maîtriser grâce au soutien de bénévoles, à l'utilisation du braille et d'autres outils technologiques. Un étudiant aveugle n'est pas un élève en difficulté, dès que les conditions d'apprentissage et d'examens sont un peu adaptées ... comme la transcription de cours en braille ou sur une disquette... on peut presque tout faire avec une telle aide.

I: Comment se sont déroulés les cours à l'université?

D2 L'étudiant non-voyant doit faire transcrire ou enregistrer ses cours ...C'est un travail extrêmement consommateur de temps et d'énergie... et la quantité du matériel... très considérable. On a ici un grand problème de gestion du temps. On doit trouver le temps pour cela.

D3: Mais ... dans chaque étude on doit affronter de nombreuses difficultés mais ... il faut s'adapter. C'est ne pas toujours facile ... on doit fournir plus d'efforts.

I: Et les exercices d'interprétation consécutive?

D2 Dès le premier jour de consec... j'ai su que je devais trouver une solution optimale pour moi ... un système propre de prise de notes en braille. Mais les voyantes, on doit aussi elles-mêmes trouver un système de prise de notes. Bon, ils peuvent utiliser des dessins, des symboles, une distribution particulière sur le papier. [...] Le problème, c'est qu'il n'y a pas de méthodes pour un non-voyant. Il faut que chacun invente sa méthode.

I: Et l'interprétation simultanée?

D2: Pas de problèmes ...

D3 ... sur la formation en simultanée ... J'étais très consciencieuse dans ma préparation parce que je savais que la simultanée ... comme la consécutive ... s'apprend seulement par la pratique. L'essentiel pour la simultanée est le fait d'être très bien préparé ... de s'entraîner en simultanée. Pour cela je me servais d'informations à la radio, des bandes enregistrées avec des discours variés, du labo de langues ... Autrement il était très important pour moi de lire dans mes langues de travail, d'être curieuse sur tous les sujets de la vie moderne ... sur les faits d'actualité etc.

[...]

I: Je vous remercie pour votre aide!